Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

Nr. 37 Leipzig, den 12. September 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Aeußerer und innerer Friede. Aus einer Predigt Luthers — Ueber die Wirkung des Alkohols in den Gebieten der evangelischen Heidenmission — Von der evangelischen Kirche in der Provinz und Stadt Posen: 1 — Am Ufer [des] Sarno: 2 — Schlußbemerkungen zu Balfours „Grundlagen des Glaubens" — Neuere Werke Tolstois: 1. Wie ist mein [Gl]auben? — Bücher und Schriften: Festschrift für den 28. Kongreß; Die Verhandlungen des Evangelisch-sozialen Kongresses; Die Schul[...]lfrage; Der freiwillige Dienst in der Wirtschaftlichen Frauenhochschule — Verschiedenes: Nationalökonomische und sozialpolitische [Fer]ienkurse; Zur Ehre des evangelischen Pfarrhauses; Das Duell des Konsistorialrats Scheuner; Christliche Hospize; Wenn ich dich liebe, was [geht]'s dich an? — Quittung — Anzeigen

Aeußerer und innerer Friede

Aus einer Predigt Luthers über Joh. 20, 19—31(*)

Die Frucht des Glaubens ist der Friede; nicht allein der, [den] man äußerlich hat, sondern der, davon Paulus redet zu [den] Philippern und spricht, daß es eine Freude über alle Ver[nun]ft, Sinn und Verstand ist. . . .

Die Jünger sitzen da, verschlossen in großer Furcht vor [den] Juden, dürfen nicht heraus, haben den Tod vor Augen. [Au]ßen haben sie wohl Frieden, und thut ihnen niemand nichts; [in]wendig aber zappelt ihr Herz und hat kein Friede noch [Ru]he. In der Furcht kömmt der Herr, stillet das Herz und [ma]cht sie fröhlich, daß die Furcht hinweggenommen werde: nicht [dur]ch Wegnehmen der Gefahr, sondern also, daß sich das [He]rz nimmer fürchtete. Denn damit wird der Juden Bosheit [nic]ht hinweggenommen noch verwandelt; sie zürnen und toben [wi]e zuvor, und bleibet äußerlich alles, wie es ist. Die [Jü]nger aber werden innerlich umgewandelt, kommen in [sol]chen Trotz und Freudigkeit, daß sie sprechen: Wir haben den [He]rrn gesehen. Also stillet er ihr Herz, daß sie getrost und [kec]k werden; darum fragen sie nicht mehr darnach, wie die [Ju]den toben.

Das ist der rechte Friede, der das Herz zufrieden stellet [un]d stillet: nicht zu der Zeit, wenn kein Unglück vorhanden ist, [so]ndern mitten im Unglück, wenn äußerlich eitel Unfriede [vo]r Augen ist. Und das ist der Unterschied unter weltlichem [un]d geistlichem Frieden: weltlicher Friede stehet darin, [da]ß da hinweggenommen werde das äußerliche Uebel, [da]s da Unfriede machet, als: wenn die Feinde vor einer Stadt [lie]gen, so ist Unfriede; wenn aber die Feinde hinweg sind, so [ist] wieder Friede. Also [Ebenso] ists mit Armut und Krank[he]it: [die-] weil es dich drücket, bist du nicht zufrieden; wenn es [ab]er hinweg kommt und du des Unglücks, der Krankheit und [A]rmut los wirst, so ist wieder Friede und Ruhe da von außen. [A]ber der solches leidet, wird nicht [um]gewandelt, [bl]eibet ebenso verzagt, wenn es da oder nicht da ist, [nu]r daß ers fühlet und [es] ihn ängstigt, wenn es da ist.

Aber der christliche oder geistliche Friede wendet es eben [u]m, also daß außen das Unglück bleibe als Feinde, [K]rankheit, Armut, Sünde, Teufel, Tod; die sind da, lassen [ni]cht ab und liegen rings herum; dennoch ist inwendig [F]riede, Stärke und Trost im Herzen, sodaß das Herz [na]ch keinem Unglück frage, ja mutiger und freudiger ist, [w]enn es da ist, denn wenn es nicht da ist. . . . Wenn [de]r Geist kommt, läßt er äußerliche Widerwärtigkeit [b]leiben, stärket aber die Person und macht aus der [B]lödigkeit ein unerschrocken Herz, aus einem unruhigen ein friedsam still Gewissen, daß ein solcher Mensch in den Sachen keck, mutig und freudig ist, in denen sonst alle Welt erschrocken ist.

*) Kirchenpostille, Erlanger Ausgabe, Band 11, Seite 326 ff.

Ueber die Wirkung des Alkohols in den Gebieten der evangelischen Heidenmission

Vortrag, gehalten in der Sitzung des Fünften internationalen Kongresses zur Bekämpfung des Mißbrauchs geistiger Getränke in Basel, 21. August 1895*)

Wenn ich über die Wirkungen des Alkohols in den Ländern der evangelischen Heidenmission reden soll, so betrete ich ein Gebiet noch schwererer Schuld und größern Jammers als in der europäischen Heimat. Wir Weißen geberden uns als die Lehrer und Führer der tropischen Völker: wir rechtfertigen die Eroberung ihrer Länder damit, daß sie durch uns erst zu einem menschenwürdigen Dasein gelangen. Nun wohl, eine stärkere Unwahrheit, ein blutigerer Hohn ist nie über europäische Lippen gekommen als diese Behauptung, wenigstens für unser westafrikanisches Missionsgebiet. Ja, wir Weißen, wir Christen sollten die Lehrer der dunkeln Rassen sein, wir haben unsre privilegirte Stellung von Gott nur unter der Bedingung, daß wir unsre schwächern Brüder zu uns erheben: Anstrengungen werden ja auch gemacht durch die christlichen Missionen, aber im großen und ganzen müssen wir gestehen: wir verderben die Völker Afrikas durch unsern Branntwein! Das ist nicht unsre Mission, Gott bewahre! Aber das ist die Art, wie wir unsre so hohe und schöne Mission ausführen. Darum ist auch so wenig Segen auf allen kolonialen Unternehmungen der neuern Zeit.

England hat — ewig sei es ihm gedankt — die Sklaverei an Afrikas Küste bekämpft. Aber was berichtet der englische Forscher Richard Burton von seiner Reise nach Abeokuta im Yorubaland in dieser Sache?

> Es ist mein aufrichtiger Glaube, daß, wenn der Sklavenhandel mit all seinen Greueln wieder aufwachte, und dagegen Afrika das Pulver und den Rum der Weißen loswerden könnte, es bei dem Tausch gewinnen würde.

Rev. Johns in Lagos braucht nahezu dieselben Worte:

> Hier in Lagos gehen jetzt [1887] 1230000 Gallonen jährlich ein [heute sind es mehr als zwei Millionen], und davon sind 1200000 Gallonen sogenannter Trade-Gin, d. h. elendes, zerstörendes Zeug. In Lagos sind fünfzig lizenzirte Schenken. Unser Volk ist brutalisirt und demoralisirt, wie kann es Lust zu gesundem Handel haben? Der

*) Zeitungen sind dringend gebeten, diesen Vortrag ganz oder auszugsweise abzudrucken, desgleichen unsre Leser, alles zur Verbreitung seines Inhalts zu thun, was in ihren Kräften steht. Es muß solchen Zuständen gegenüber eine bessere öffentliche Meinung geschaffen werden. Auch der Evangelisch-soziale Kongreß hat unsers Erachtens Ursache, sich mit diesem Gegenstande recht ernstlich zu befassen. D H

Sklavenhandel war ja für Afrika ein großes Übel, aber die Schäden des Branntweins sind weit schlimmer: lieber als Sklave hart arbeiten, als das Joch der Trunksucht über unserm ganzen Volke.

Und welche Gefühle bestürmen die Seele des Missionsfreundes, wenn auf demselben Schiffe, das die Sendboten des Evangeliums nach Westafrika trägt, der größte Teil der Ladung aus Branntwein besteht, wenn auf demselben Fahrzeuge mit der Mission Jesu Christi auch die wirksamste Gegenmission Satans: der Alkohol Passage nimmt? Ich brauche nicht viele Worte zu machen, weshalb und in welchem Grade die Einfuhr des Branntweins der größte Feind des Christentums unter den Heiden ist. Wir brauchen nur zu sehen, wie es in der Heimat zugeht. Auch unter uns ist jeder, solange er unter dem Banne der Trunksucht steht, für religiöse Erweckung und Belebung tot. Genau so ist es beim Neger auch. Und was soll er denken, wenn ihm einesteils Weiße die Lehren des Christentums empfehlen, während andrerseits Weiße durch die Macht ihres Beispiels und alle Künste der Verführung ihm den Trank aufnötigen, der ihn unter das Tier erniedrigt? Hören wir darüber einen Schwarzen, den edeln Kama, Häuptling der Bamangwato, der mit unendlichen Opfern seinen Leuten selbst das angestammte Hirsebier abgewöhnt hatte, und dessen Land nun von englischen Schnapshändlern überschwemmt wurde. Er sagt in einer Beschwerde an den englischen Regierungskommissar:

Ich habe einen langen Kampf mit meinem Volke geführt und ihm mit Gefahr meines Lebens Widerstand geleistet, um es vom Trunk abzubringen, und gerade als ich es soweit gebracht, daß es einsieht, wie segensreich meine Gesetze sind, kommt nun diese Invasion. Ich fürchte den Schnaps der Weißen mehr als alle Lanzen der Matabele, die den Leib töten, denn das ist gleich vorbei, aber der Trunk zerstört beides: Leib und Seele.

Man kann wohl sagen: wo das Heidentum zurückgedrängt ist, da hat sich der Schnaps als nunmehriger Kultus eingeschlichen, und wo das Heidentum fortbesteht, da ist es durch den Schnaps noch heidnischer geworden. Namentlich sind es die Leichenfeiern, bei denen dieser neue Dämon seine Rolle spielt. Einer unsrer Brüder hat auf der Goldküste selbst mit angesehen, wie bei der Bestattung eines Krumannes ihm seine Kameraden unter mancherlei Zeremonien Schnaps in den Sarg schütteten. Einen so willkommnen Bundesgenossen ließ sich das Heidentum nicht entgehen.

Ein Armer hat bei einer solchen „Totenkostüme“ auf der Goldküste etwa dreißig Mark, ein Wohlhabender hundert Mark und mehr für Branntwein aufzuwenden, will er nicht der Verachtung des Stammes und dem Zorn des Toten und des Fetisch anheimfallen. Wer kein Geld hat, muß oft genug dem Gläubiger, der ihm borgt, ein Kind zum Pfande, d. h. als Sklaven, bis zur Abzahlung der Schuld ausliefern. Viele seufzen unter dieser Unsitte, aber niemand will der erste sein, der sie aufgiebt. Erfreulich ist es, daß kürzlich in einem auf der Goldküste erscheinenden englischen Blatt ein Heide sich hierüber also vernehmen ließ:

Hat nicht der Europäer den Schnaps und macht den Kleiderstoff? Hat nicht ein armer Europäer mehr als ein reicher Natif? Aber wenn ein Europäer stirbt, so legt man ihn ins Grab ohne Trinkgelage, und doch tötet sein Geist niemanden, sondern schläft in Frieden. Als Okesse [ein angesehener schwarzer Christ] starb, dachte ich: das kostet gewiß zwei Fässer Rum! Aber man hörte nichts von einer Leichenfeier. Da dachte ich, der Geist wird sich rächen und viele Familienglieder umbringen. Ich wartete und wartete, aber der Geist hat niemand getötet.

Deshalb meine ich, der Gouverneur sollte einfach den Leichentrunk verbieten. Von dem Gouverneur, der das thäte, würde man noch lange reden als von einem Wohlthäter im Lande, und sagen: Gott schütze ihn.

Und wie steht es in dem deutschen Schutzgebiete Kamerun?

Missionar St. berichtet uns, wie er in Malimba auf eine solche Totenfeier stieß:

Wie besessen tanzten johlende und kreischende Gruppen auf und nieder, unheimlich rollten die dunkeln Augen in den verzerrten Gesichtern. Alles drehte sich wie im Taumel, entflammt durch den Genuß des Branntweinfusels, der, in weite Becken entleert, mit großen Trinkgläsern geschöpft, den erhitzten Tänzern und den umstehenden Zuschauern in freigebigster Weise kredenzt wurde.

Unverrichteter Sache mußten die Missionare abziehen; zu einer Ansprache konnte es nicht kommen.

Der Schnaps aber, sagt St., war deutscher Fusel, von Ham aus in Malimba eingeführt. Mit Betrübnis mußten wir sehen, w in seiner berauschenden Wirkung die heidnischen Afrikaner deutschen biets zu Unmenschen entflammte. Das ist in der That ein böses Kulturarbeit an den unwissenden und leidenschaftlichen Afrikanern, d sich die deutsche Handelswelt schuldig macht.

In Bonandolo in Kamerun wurde bei der Beerdig eines gewöhnlichen Dorfhäuptlings für 500 Mark Schnaps braucht. Leider ist es so, daß Norddeutschland auf deutsche Westafrika als das Hauptabsatzgebiet für se Masse minderwertigen Branntweins zählt. Nach offiziellen Angaben des Kolonialblattes wurden im Jahre 1 1149132 Liter Branntwein im Werte von 550000 Mark Kamerun eingeführt, viel zu viel für eine Küstenbevölkerung vielleicht wenig mehr als 100000 Seelen, während der g Kongostaat im gleichen Jahre nur wenig mehr: 1400000 einführte. Leider wird in Kamerun auch als Zugabe zur nung und zur Kost der schwarzen Arbeiter Schnaps gegebe

Sie wissen, daß nun schon 1889 vom deutschen Rei tag eine Untersuchung angeordnet wurde, ob und wie Branntweinhandel in den Kolonien erfolgreich entweder hindert oder beschränkt werden könne. Im Februar 1891 sich neuerdings der Reichstag mit der Sache beschäftigt. einem Resultat dieser Anregung hat bis jetzt aber noch n verlautet. In Deutsch-Batanga wurden die Handelsleute Gouverneur 1892 unter anderm auch befragt, welches der fluß der dortigen amerikanischen Presbyterianermission sei. Missionar G. bat einen der Herren, ihm zu sagen, wie er richtet habe:

Ich konnte natürlich die Missionare „nicht loben,“ erhielt ich Antwort, aber ich trachtete, artig zu sein: ich berichtete, der Einfluß Mission habe die heidnischen Gebräuche und den heidnischen Abergla beseitigt, aber die Missionare seien unserm Handel hinderlich, inde den schwarzen Christen den Handel mit Branntwein verbieten.

Missionar G. nennt dies das beste Kompliment, das hätte werden können, und meint:

Die Kaufleute können es noch vertragen, daß den Christen Trinken verboten wird, denn sie selbst haben doch auch gern nüch und zuverlässige Arbeiter; aber daß die Missionare konsequent sind den schwarzen Christen auch den Trafik des Giftes an ihre heidni Brüder verbieten, erscheint ihnen als Fanatismus.

In Deutsch-Togo, dem Grenzlande gegen das engl Woltagebiet (Goldküste), kommt zum Trinkerelend noch die des Schmuggels hinzu. Denn weil in Togo entweder nur Minimaltaxe der Brüsseler Konvention (Fr. 15 per Hektol oder ein ganz kleiner Zuschlag dazu besteht, finden es Schwarzen profitabel, Schmugglerbanden zu bilden, die den tikel auf das englische Gebiet hinüberschaffen, wo ihn schwerere Steuer verteuert.

Nicht umsonst klagt der Bericht des Inspektors un Kamerunmission für 1894:

Der Schnaps, dies unheilvolle Zerstörungsmittel allen Fortsch und aller Kultur, dringt immer tiefer in die Volksschichten ein, und mächtigste Götze im Lande ist bereits der Schnaps. Derselbe beher das ganze öffentliche und private Leben nicht weniger als vor Zeiten Geheimbund und der Geisterdienst. Unsern Christen muten wir zu, vom Branntwein und vom Branntweinhandel unberührt zu halten scheinen auch die Notwendigkeit einzusehen. Bis jetzt haben sie sich ganzen standhaft gehalten und gehen auch gegen Uebertreter des Bra weinverbots mit Zuchtmaßregeln vor, ohne Ansehen der Person. der Kampf ist schwer, wenn sich dieser Giftstrom unaufhaltsam in unglückliche Land ergießt.

So steht es: traurig genug. Was sollen aber wir th Die Mittel, die allein Hilfe gewähren, sind schwer und lie in der Hand des Herrn. Dem Heidentum ist, Gott sei D die evangelische Mission vollauf gewachsen: ihre Waffen ha da noch nie versagt, denn sie sind nicht menschlicher Na sondern bestehen im Wort Gottes allein. Aber um die gr Gegenmission des Branntweins zu besiegen, da bedarf vorab des Umschwungs der öffentlichen Meinung in unsrer eu päischen und deutschen Christenheit selbst. Die Geschichte Aufhebung des Sklavenhandels in England kann uns zei wie schwer derartige Aufgaben sind. Aber seien sie noch schwer: unsre Christenpflicht ist es, ohne Unterlaß unsre Stim zu erheben: denn wenn wir Missionsleute hier in dieser S

...igen, so sind wir Mitschuldige an einem Zustande, der gen ...mel schreit.

Sie wissen, die Brüsseler Akte hat im April 1892 den ...ng eines Anfangs gemacht, indem sie eine, freilich viel zu ...ige Minimaltaxe aufstellte und wenigstens da den Alkohol... ...el verbot, wo er in Afrika noch nicht eindrang: dabei frei... die Küsten freigab, von denen aus der Gin ins Innere ...acht werden kann, ohne daß es möglich ist, wirksame Kon... ...e zu üben. Wirksame Maßregeln können nur internationale ... denn wenn ein Staat mit der Prohibition auf seinem ...nialgebiet allein beginnen würde, so würden die andern Vorteil an sich ziehen. Guter Wille ist, Gott Lob, viel ...anden, die großen englischen Niger- und ostafrikanischen Ge...haften sind in strengen Maßregeln den vom Staat direkt ...ngigen Kolonien, wie z. B. Lagos und Niger Coast Protektorat, voran gegangen. Ehre diesen Männern, Ehre vor allem Komitee zur Verhinderung der Demoralisation der einge...en Völker durch den Branntweinhandel unter dem Vorsitz Herzogs von Westminster, dem unser Kongreß in seiner Sitzung 1893 im Haag seine Sympathien aussprach.

Das Ziel kann nur Eines sein: völlige Prohibition Branntweinhandels an die Eingebornen. Sir Goldie, der Präsident der ostafrikanischen Kompagnie, hat ...ben erst (Februar 1895) erklärt, daß er früher noch glaubte, recht hohe internationale Gebühr, etwa 10 Schilling 6 Pence Gallone, würde genügen: heute aber müßte man totales ...bot im ganzen Gebiet aller Kolonialmächte anstreben. Und ...i leiten Herrn Goldie die wohlverstandnen Interessen des ...dels selbst: denn der Branntweinhandel tötet das Huhn, das goldnen Eier legen soll. Da Anträge an unsern Kongreß ... gestellt werden können, so möchte ich wenigstens dem stän...n Komitee desselben folgende zwei Fragen zur Erwägung ...fehlen, die sich mir heute zunächst darbieten.

1. Ob nicht bei der deutschen Reichsregierung eine Er...wägung möglich ist, bis zu welchem Termin die vom Reichs... 1889 beschlossene Untersuchung betreffs Verhinderung und ...hränkung des Branntweinhandels in den Kolonien zum Ab...ß kommen wird?

2. Ob nicht die deutsche Reichsregierung gebeten werden ...e, in ihren westafrikanischen Gebieten die Höhe der Steuer Branntwein mindestens auf den Standard der englischen ...dküste zu bringen, und die Abgabe von Branntwein als ...gabe zu Zahlungen und Löhnungen an die Eingebornen zu ...ieten.

Der Herr aber, dem wir dienen, möge auch in dieser ...eren Not seine Sache zum Siege führen.

Dr. H. Christ,
Vizepräsident des Basler Missionskomitees

Von der evangelischen Kirche in der Provinz und Stadt Posen

1

Der achtundzwanzigste Kongreß für Innere Mission wird diesem Monat in Posen tagen. Es ist das erstemal, daß evangelische Bevölkerung Posens die Freude haben wird, ...e größere kirchliche Versammlung, an der ganz Deutschland ...eiligt ist, bei sich zu begrüßen*). Dieses Ereignis bietet aber ...h zugleich Veranlassung, der Evangelischen im fernen Osten Vaterlandes in diesem Blatte zu gedenken. Denn abgesehen ... den Konfirmandenanstalten und den dem Gustav-Adolf-...ein zur Unterstützung vorgeschlagnen Gemeinden der Provinz ...ß man im evangelischen Mittel- und Westdeutschland von evangelischen Kirche Posens wenig. Und doch verlohnt es ..., auch die evangelische Kirche Posens, die eine so denkwürdige ...gangenheit hinter sich hat, und das Gebiet, auf dem sie zur ...t arbeitet, kennen zu lernen.

Die Reformation ist schon früh auch in dem einstmaligen Königreich Polen, vorzüglich in Großpolen, der westlichen Provinz des Königreichs, die sich mit der heutigen preußischen Provinz Posen im großen und ganzen deckt, mit hellem Jubel aufgenommen worden. Die Gründe lagen wie in Deutschland in den Zuständen der damaligen katholischen Kirche. Dazu kam aber noch die liebevolle Begeisterung und der edle Enthusiasmus, den das polnische Volk bis auf diesen Tag der Religion entgegenbringt. Ferner war es, wenn auch nicht für den Bestand des Reichs, so aber doch für den Fortgang der Reformation in Polen höchst nützlich, daß die einzelnen Magnaten, von denen viele das Evangelium begünstigten, in ihren Besitzungen fast unumschränkt herrschten. Nicht minder bahnten die in den Städten Großpolens zahlreich ansässigen deutschen Bürger, die vielfache Beziehungen zu Deutschland unterhielten, der Reformation in aller Stille den Weg. Endlich gab es noch viele böhmische Brüder in Polen, die, durch den wieder erstarkten Katholizismus aus ihrem Vaterlande vertrieben, evangelische Gedanken unter den Polen verbreitet hatten. So fanden die evangelischen Prediger an den verschiedensten Stellen des polnischen Reichs zahlreiche Zuhörer; es bildeten sich bald die ersten evangelischen Gemeinden. Es schien, als ob es nur noch eines Mannes bedürfe, um diese Gemeinden zu organisiren, vielleicht auch die katholische Kirche zu reformiren. Und dieser eine Mann kam. Der Freiherr Johannes Laski (a Lasco), Neffe des Erzbischofs von Gnesen, des Primas des polnischen Reichs, schon in ganz jungen Jahren Domherr zu Lenczyc, Krakau und Plock, und später zum Bischof von Kujawien bestimmt, wurde auf seinen Reisen mit Erasmus, Farel und Zwingli bekannt und dem Evangelium innerlich zugethan. Als sein Oheim starb, an den ihn Dankbarkeit und Verehrung fesselten, vollzog er auch äußerlich den Bruch mit der alten Kirche, die ihn, wie er nachmals an Bullinger geschrieben, „mit vielen Titeln und Würden ausgeschmückt," um nicht mehr „ein angesehener Pharisäer zu sein, sondern als armer Knecht seines armen gekreuzigten Herrn Christus die Lehre des Evangeliums zu verkündigen." Doch all seine Liebesmühe um die Kirche seiner Heimat war zunächst vergeblich. Darum verließ er nach elf Jahren sein Vaterland, wurde in der Fremde der Reformator Ostfrieslands, war dann Prediger der niederländischen Gemeinde in London, bis er, aus England durch die katholische Maria vertrieben und auf seiner sturmbewegten Heimfahrt aus Dänemark, Mecklenburg und Hamburg wegen seines reformirten Bekenntnisses trotz der bittersten Kälte erbarmungslos ausgewiesen, nach vierzehn Jahren in die alte Heimat, an der sein Herz immer gehangen, zurückkehrte, zumal seine Freunde sein Kommen gerade jetzt dringend wünschten. Er war ein glaubensstarker Reformator, aber auch zugleich ein rechter Prophet, als er an den damaligen König Sigismund II. August schrieb:

> Thun Sie die fremden Götter aus dem Reich. Sie dienen Gott allein damit, daß Sie den rechten und wahren Gottesdienst herstellen. Wenn Sie das thun, so wird Gott Eure Majestät und das Reich von den Philistern dieser Welt erlösen; wenn Sie sich aber hierzu nicht entschließen, so steht zu besorgen, daß Sie sich und Ihrem Reiche ebendaher den Untergang bereiten werden, von wannen Sie Befreiung hoffen.

Aber auch jetzt war es Laski nicht vergönnt, die Reformation in der Weise, wie er es sich gedacht, in Polen durchzuführen, denn der König blieb unschlüssig, und die katholische Partei that sich gegen die Reformation zusammen. Indessen ist es ihm doch gelungen, die zerstreuten evangelischen Elemente in Polen zu sammeln und zu Gemeinden zu organisiren und die Uebersetzung der heiligen Schrift in die polnische Sprache anzubahnen. Diese Uebersetzung, nach dem Urteil der Kenner genauer als die Luthers, ist erst nach Laskis Tode auf Kosten des Fürsten Nikolaus Radziwill Czerny (des Schwarzen) gedruckt worden; denn damals waren, was heute nur wenig bekannt ist, auch die Radziwills evangelisch. Vor allen Dingen aber muß hervorgehoben werden, daß Laski, der mit Melanchthon durch die innigste Freundschaft verbunden war, that, was er konnte, damit den unerquicklichen Streitigkeiten zwischen Reformirten und Lutheranern ein Ende gemacht werde. Aus diesem Streben entstand nach Laskis Tode der Consensus Sendomiriensis, eine Eintrachtsformel im milden Sinne Melanchthons und ein Bindeglied zwischen den

*) Vgl. unten: Festschrift für den 28. Kongreß. D H

Dissidenten, wie in Polen alle christlichen Gegner der katholischen Kirche genannt wurden.

Doch die Zeit der Blüte und Ruhe für die evangelische Kirche Polens währte nicht lange. Schon 1573 kamen die Jesuiten, ein Unglück für die Dissidenten, ein weit größeres für das Königreich Polen, ins Land und eröffneten mit großer Macht und vieler List den Vernichtungskampf gegen die evangelische Kirche. Von den alten Adelsgeschlechtern, die einst die treuen Hüter der evangelischen Kirche gewesen waren, kehrte eins nach dem andern im Laufe der Zeit in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurück. Ein Bezirk nach dem andern ging nun der evangelischen Kirche verloren, denn die meisten Adligen, geleitet von jesuitischen Beichtvätern, nötigten ihren Leuten den Katholizismus wieder auf. Nur ein ganz geringer Teil von Evangelischen rettete aus diesem langsam, aber systematisch betriebnen Kampfe im Bunde mit den deutschen Bürgern in den Städten und unterstützt durch die Evangelischen der benachbarten Länder die Glaubensfreiheit, bis durch die Teilungen Polens friedlichere Zeiten kamen.

Seit der letzten Teilung Polens sind jetzt gerade hundert Jahre verflossen. Die evangelische Kirche in der Provinz Posen bietet heute ein ganz andres Bild. Dank der unermüdlichen Fürsorge des Konsistoriums stehen zur Zeit etwa 250 evangelische Geistliche in der Provinz Posen in nicht immer leichter, manchmal recht schwerer Arbeit.*) Verhältnismäßig wenige von ihnen wohnen auf dem Lande, die meisten in Städten und Städtchen, aber fast alle haben ziemlich ausgedehnte ländliche Bezirke zu pastoriren, da die evangelische Bevölkerung auf dem Lande zumeist sehr spärlich vertreten ist. Das ist aber für das kirchliche Leben bisher nicht zum Nachteil gewesen, denn in der ganzen Provinz werden die evangelischen Gottesdienste trotz der weiten Wege, die manche Gemeindeglieder zurückzulegen haben, durchgängig sehr fleißig besucht. Zudem werden die Predigtstationen Jahr für Jahr vermehrt, indem man teils Schulhäuser (bei einzelnen Neubauten ist durch das Entgegenkommen der Regierung dem Schulzimmer eine Apsis angefügt worden), teils von Privatpersonen zur Verfügung gestellte Räumlichkeiten benutzt. Diese Außengottesdienste, die je nach dem Umfange der Parochie alle vierzehn Tage oder monatlich einmal, auch wohl noch seltener gehalten zu werden pflegen, haben sich in der Praxis als ganz besonders wertvoll erwiesen. Nicht allein daß sie Mittelpunkte für das kirchliche Leben zerstreuter Gemeindeglieder geworden sind: die Orte, an denen sie stattfinden, erweisen sich auch ganz von selbst als zur Gründung von Kirchen und Pfarreien in erster Linie geeignet. Zur Fürsorge des Staates ist in wahrhaft großartiger Weise die helfende Liebe des Gustav-Adolf-Vereins getreten, der fast von seinem Gründungsjahr an bis auf die Gegenwart den Evangelischen der Provinz eine Kirche nach der andern baut oder bauen hilft, die Gotteshäuser innerlich ausschmückt, Filialgottesdienste ermöglicht, aber auch andre Sorgen der armen evangelischen Gemeinden Posens mitträgt und auf sich nimmt.

Noch ein Weiteres ist seit vier Jahren geschehen, um die Lage der in der Provinz Posen weithin zerstreuten Evangelischen zu heben. Es war nämlich bis dahin von Seiten der Pfarrer fast allgemein beklagt worden, daß sie manche Gemeindeglieder, namentlich die in dem äußersten Umkreise der Parochie wohnhaften, kaum kennen lernen könnten, wenn nicht etwa Amtshandlungen sie in diese entfernten Ortschaften führten. Nun hätten die Pfarrer zwar, auch ohne daß eine Amtshandlung vorlag, zu ihren vereinsamten Gemeindegliedern sich begeben können: aber wer sollte den wegen der weiten Entfernungen durchaus erforderlichen Wagen bezahlen? Um diesem Notstande ein für alle male ein Ende zu machen, sind seitens der Aufsichtsbehörde Mittel zur Verfügung gestellt, aus denen jeder Pfarrer die Barauslagen für die Fuhrkosten ersetzt bekommt. Diese seelsorgerlichen Fahrten über Land haben zwar den einzelnen Pfarrern eine neue und manchmal nicht leichte Arbeit gebracht, aber sie sind für den Bestand der evangelischen Kirche

*) Zur evangelischen Landeskirche gehören in der Provinz Posen zur Zeit 516314 Seelen. Dazu kommen noch 6000 Altlutheraner.

Posens von ganz besondrer Bedeutung. Denn abgesehen dem Einfluß der Seelsorge auf die Herzen lernt nun eine jeder Pfarrer die Verhältnisse aller seiner zerstreuten Pfarrk genau kennen, und diese sind oft recht trauriger Art; andre erfüllt den vielleicht einzigen evangelischen Hauländer im polnisch-katholischen Dorfe ein Hochgefühl sondergleichen, we sieht, daß die evangelische Kirche ihn auch in seiner Abgeschi heit nicht vergessen hat, sondern durch seinen Pastor ihn auf Auf diese Weise wird aber auch zugleich das Bewußtsein Zusammengehörigkeit unter den oft so weit zerstreuten Gli derselben Kirchengemeinde gepflegt.

Zur Vervollständigung dieses in großen Umrissen geg Bildes der evangelischen Kirche in der Provinz Posen n nun noch die Geschichte der 12000 evangelischen Polen i Diözese Schildberg, die bei der glühendsten Liebe zu Kirche doch mancherlei an die katholische Kirche erinnernde bräuche haben, aber im Gegensatze zu ihren katholischen L leuten alle ohne Ausnahme gute Deutsche sind, sowie die schichte der Unitätsgemeinden, die von der von ihner alten Polen einst betriebnen Evangelisationsarbeit noch Zeugnis ablegen, gehören. Es besteht die Hoffnung, daß Gelegenheit finden wird, diese hochinteressanten Gebiete Lesern der Christlichen Welt später einmal vorzuführen.

Sp

Am Ufer des Sarno

2

In Piedemonte d'Alife, am Fuße des hohen Mattese ge von Neapel aus in etwa sechs Stunden (teils Bahn, teils kutsche) zu erreichen, wurde unter König Murat Anno die älteste Baumwollenspinnerei angelegt, und zwar von Schweizer Egg, dem jener König zur Erleichterung eine Anzahl von inhaftirten Verbrechern zur Verfügung stellte. einmal wurde Schreiber dieses dorthin gerufen, nämlich zu Begräbnis. Bei Telese, einer durch ihre großartigen Sch bäder seit der Römerzeit berühmten Stadt, verließ ich die bahn, und dort fand ich zu meiner Verfügung einen Vettu einen von der alten Sorte, wie man früher, ehe das D roß bekannt war, sich deren bediente. Eine dreistündige zeigte mir ein gutes Stück vom Gebiet der alten Sam Unterwegs berührten wir einige Städte, kahl und öde, au Ferne gesehen ein Stück Pompeji. In einem dieser Orte ich der großen Hitze wegen mich gern an einer Tasse erquickt und sandte meinen Vetturin aus, um ein Lokal s Art zu entdecken. Seine Findigkeit führte zu nichts, er zurück mit der Botschaft, daß hier weder eine Kaffeep wachse noch eine Kaffeebohne in einen Trank verwandelt w „Also trinken die Leute hier wohl Bier?“ Der Vetturino l „Was trinkt man denn — etwa Wein?“ Mein Vetturino m ein pfiffiges Gesicht, winkte mir, ihm zu folgen, und führte in eine durch den außen angebrachten Lorbeerzweig kenn Weinschenke. In einer pompejanisch geformten Flasche (la gerader Hals an einem zwiebelförmigen Bauch) kredenzte den Landwein, dunkelfarbig, fast der Tinte ähnlich. Au Flasche direkt mußte man trinken, ich den ersten Schluck, Vetturino den zweiten. „Er setzt ihn an, er trank ihn u. s. w. Meine Wenigkeit hatte an einem einzigen Schluck g denn solcher Landwein, dessen Trauben stets mit den Füße keltert werden, ist äußerst herbe. Ich hielt es mit dem von Thule und „trank keinen Tropfen mehr,“ sondern lie von der nächsten Quelle zum Staunen des Wirts einen mit Wasser holen. Mein Vetturino, im Alleinbesitz des W sehr redselig, meinte, ich müßte jedenfalls die Hauptkirch Orts besuchen, weil in ihr sich eine berühmte Madonna be Gesagt, gethan. Hier bemerkte ich dieselbe Erscheinung w so vielen kleinen, armen Städten: Reichtum und Luxus m der Kirche! Im Hauptschiff sah ich die unter einem purp Baldachin thronende, mit goldner Krone gekrönte, mit kost Geschmeide und einem Prachtgewand bekleidete Himmelskö Von ihrem mit Kerzen umgebnen, mit Blumen versehnen T

ckte sie auf eine knieende Schar, leise und laute Gebete stiegen ihr empor, und ein kunstliebender Organist lieferte dazu die tigen Töne, die in wundersamer Harmonie sich zu einem alzer zusammenfügten, der kunstvoll als Ouverture für einen arsch diente. Beethovens Trauermarsch war es nicht; er nelte mehr dem Dessauer Marsch.

Wenn ein Samniter, der vor Jahrtausenden dort Ackerbau ieb, wieder zum Leben erwachte und den heute auf jenen uren benutzten Pflug sähe, so würde er das Recht der Erdung dieses einfachen Instruments für sich in Anspruch nehmen. in roher, nach hinten aufwärts gekrümmter, mit einem Eisen m Furchenziehen versehner, an den Köpfen zweier Stiere bestigter roher Balken, das ist alles. Es ist wundersam, wie r Süden am Alten festhält, und wer dies in Hinsicht kleiner nd großer Dinge beobachtet, findet das Festhalten uralter religöser Anschauungen, zu denen auch klar ausgeprägter Polytheisus gehört, nicht wundersam.

Der protestantische Friedhof in Piedemonte d'Alife ist der ltsamste, den ich je gesehen. Seltsam ist z. B. der protestanische Friedhof auf Capri, er trägt englischen Charakter und t über dem Eingang deshalb als Inschrift nur das englische Bort Rest (Ruhe). Der Friedhof in Piedimonte dagegen ernert an Aegypten, wo bekanntlich Königsgräber sich in Gestalt on Pyramiden zeigen. Eine regelrechte, haushohe Pyramide zeichnet in Piedimonte das Grab des obengenannten G. Egg, r dort die erste Fabrik gründete. Um seinen Nachruhm berglt, ließ er sich ein ägyptisches Königsgrab bauen. Kehren ir zum Ufer des Sarno zurück.

Wir haben bereits bemerkt, daß Scafati, Angri und ocera zu einer Gruppe vereinigt sind, sofern die deutschvangelischen Eingesessenen daselbst sich mit einander am Gottesienst beteiligen. Die beiden erst genannten Städte sind nach hrer Entstehung neuern Datums, Nocera dagegen war schon en Römern bekannt und hieß zu deren Zeit Nuceria. Die inwohner dieser Stadt besaßen das Recht auf Mitbenutzung es Amphitheaters in Pompeji, und dies führte eines schönen ags zu einer großartigen Schlägerei, wie ein in Pompeji geundnes Wandbild darstellt. Nocera besitzt eine berühmte Maonna, die in einer vielbesuchten Wallfahrtskirche thront. Großrtig ist das Volksfest, das jährlich am 15. August jener Madonna zu Ehren gefeiert wird. Ein Hauptteil des Festes immt die Nacht in Anspruch, und hierüber wollen wir lieber hweigen. Traurige Erinnerung weckt eine hoch über Nocera hronende Burgruine. In dieser Burg befand sich vor reichlich chshundert Jahren als Gefangne die unglückliche Gemahlin es in der Schlacht bei Benevent gefallnen Hohenstaufen, des Königs Manfred; die Unglückliche starb nach wenigen Jahren hrer grausamen Haft. Dicht neben Nocera liegt die Stadt Bagani, wo vor reichlich hundert Jahren der bekannte Alfonso Liguori, Stifter des Ordens der Redemptoristen, die Augen chloß. Er gilt dort als ein mächtiger Schutzheiliger; als Unterpfand seiner Machthilfe besitzt man seinen Leichnam. Was einst die Reliquien der Heroen leisteten, wird ihm, wie andern Heiligen, zugeschrieben. Sein Todestag wurde jüngst mit enormer Pulververschwendung und großartigen Umzügen n Pagani gefeiert. Nahe bei Nocera liegt eine der ältesten Kirchen der Christenheit, St. Maria maggiore heute genannt, dem sechsten Jahrhundert zugeschrieben, eine gut erhaltene, aber etzt unbenutzte Rundkirche. Sie ist vergessen und wird in der Geschichte christlicher Kunst nie erwähnt.

Bei den in genannten Städten vorhandnen, höchst bedeutenden industriellen Anlagen sind die niedern Arbeiter Italiener, alle Angestellten aber, also alle, die irgend einen Vertrauensposten einnehmen, fast ausnahmslos Schweizer oder Deutsche. Den Grund und die Bedeutung dieser Thatsache wollen wir nicht erörtern. Nicht geringe Verlegenheit bereitete dort seither der Konfirmandenunterricht. Wiederholt wurden Kinder dazu angemeldet, die aber nur selten zum Pfarrer nach Neapel kommen konnten. So mußten denn die Lehrer an den deutschen Schulen jener Städte aushelfen und nach Anweisung des Pfarrers den Kindern Unterricht erteilen. Auch in dieser Hinsicht wird ein Amtsgehilfe einem empfindlichen Mangel abhelfen. Im verflossenen Jahre wurden mit andern Konfirmanden auch zwei Kinder aus Angri in der Kirche zu Neapel konfirmirt. An ihrem Konfirmationstage befanden sich beide zum erstenmal in ihrem Leben in einer evangelischen Kirche.

Eine auffallende Thatsache ist es, daß Kinder aus Mischehen fast immer evangelisch konfirmirt werden. Jene zwei Kinder haben einen protestantischen Schweizer zum Vater, den Thürhüter eines großen industriellen Unternehmens, eine Italienerin zur Mutter und wurden von dem katholischen Pfarrer in Angri getauft. Die katholische Mutter, obgleich der deutschen Sprache nicht kundig, erschien in unsrer Kirche bei der Konfirmation ihrer Kinder. In einer Familie in Salerno (Vater katholischer Schweizer, Mutter evangelische Deutsche) habe ich alle Kinder, obgleich sie katholisch getauft waren, konfirmirt. Dabei sei ausdrücklich bemerkt, daß dies durchaus freiwillig geschah, ohne Beratung des Pfarrers, und daß solche Familien keine Belästigung seitens des katholischen Klerus erfahren. Diese aus Schweizern und Deutschen bestehenden Kolonien haben auch einzelne katholische Mitglieder; es zeigt sich die auffallende Erscheinung, daß sie oft dem deutsch-evangelischen Gottesdienste beiwohnen. Von einer Magd, die ich nach dem Grunde fragte, hörte ich das Bekenntnis: „Ich bin katholisch, habe in der deutschen Heimat nur die katholische Kirche besucht, aber hier in Italien kann ich unmöglich in die katholische Kirche gehen, denn hier ist die Religion etwas ganz andres als in meiner Heimat.“ Verfasser, der im verflossenen Sommer nach sechzehn Jahren die deutsche Heimat wiedersah und auf der Rückseite einen großen Teil des katholischen Deutschlands kennen lernte, kann jene Aussage einer schlichten Magd nur bestätigen.

In den zahlreichen Städten Kampaniens am Vesuv und um denselben leben nicht wenige zerstreute und oft gänzlich vereinsamte deutsche oder schweizerische Glaubensgenossen. Einige haben Grund, sich zu vereinsamen und die Gemeinschaft zu meiden. Im Laufe von sechzehn Jahren habe ich manche solcher Leute kennen gelernt und habe Dinge erfahren, die, wollte ich sie hier berichten, unglaublich erscheinen würden. Bisweilen lernte ich diese Einsiedler erst dann kennen, wenn sie im Sarge lagen. Vor Jahren fand das Begräbnis eines solchen deutschevangelischen Eremiten statt, bei dem sich herausstellte, daß er viele Jahre in einem Erdwinkel Kampaniens gelebt und verfügt hatte, auf dem protestantischen Friedhof Neapels bestattet zu werden. Dem Sarge folgte mutterseelenallein der Unterzeichnete, der in seiner Person Pfarrer und Grabgefolge vereinigte. Als wir beim Grabe anlangten, erschien plötzlich eine gut gekleidete Donna, stürzte am Grabe auf die Kniee und begann ein Mark und Bein erschütterndes Geschrei, aus dem sehr deutlich das Wort „Maladetto“ hervorklang. Sie riß den Hut vom Haupte, raufte das Haar und geberdete sich wie wahnsinnig. Zwei Träger führten sie vom Grabe weg. Später erfuhr ich den Zusammenhang. Jene Donna hatte mit dem erwähnten Deutschen in wilder Ehe gelebt und von ihm die Zusage erhalten, sein bedeutendes Vermögen zu erben. Vom Tode überrascht hinterließ er kein Testament, und seine Maitresse erhielt nichts. — Als vor Jahren in Kampanien die schwarzen Blattern sich stark verbreiteten, kam ein italienischer Ladenbesitzer aus Torre del Greco (am Fuße des Vesuv) zu mir und bat mich, sofort zu seiner Frau zu kommen, die im Pockenhospital bei Neapel schwer krank liege. Sie sei eine deutsche Protestantin, die er als seine Dienstmagd geheiratet habe, er selbst sei Katholik. Unterwegs fragte ich, ob seine Frau jemals die deutsche Kirche besucht habe, und erhielt eine verneinende Antwort. „Hat Ihre Frau den Wunsch ausgesprochen, daß ich komme?“ „Nein.“ Das Pockenhospital ist ein aus vielen Holzbaracken bestehendes Dörfchen auf luftiger Höhe. Ich traf die Frau im Delirium, und der Arzt sagte mir, sie werde nicht wieder zur Besinnung kommen. — Torre del Greco ist ein viel besuchter klimatischer Kurort für Fieberkranke, auch Brustleidende suchen dort Heilung. Vor längerer Zeit rief mich ein Telegramm dorthin. Man führte mich an das Lager eines totbleichen, von der Schwindsucht gezeichneten jungen Mädchens von etwa zwanzig Jahren, die mit leiser Stimme mich fragte: „Kennen Sie mich nicht?“ Ich mußte verneinen. Sie fuhr fort: „Ich bin eine Ihrer Kon-

firmandinnen vom Jahre — — und heiße — —.“ Nun kannte ich sie wieder und hörte ihr zu, als sie mir erzählte, was ihr in Kalabrien, wo sie in einem vornehmen Hause Lehrerin war, geschehen war. Was sie erzählte, war ihre herzergreifende Beichte. Doch genug solcher Einzelheiten. Wie soll man solche zerstreuten Einsamen auffinden? Gesetzt, man könnte sie finden — woher die Zeit? Ein Amtsgehilfe könnte auch in solcher Hinsicht viel thun.

Verfasser pflegt, wenn sein Tagewerk in Scafati beendigt ist, sich zur Station Pompeji zu begeben, um dort den Schnellzug zu treffen. Die Landstraße führt durch Pompeji nuova, Neu-Pompeji, bekanntlich durch seine Madonna und die Gunst des jetzigen Papstes zu einem Wallfahrtsort ersten Ranges geworden. Leo XIII. hat dieser Madonna, d. h. ihrem Bilde, die goldne Krone zuerkannt, hat damit jenes Bild für ein mit Wunderkraft versehenes erklärt und jenes Heiligtum unter seine unmittelbare Aufsicht gestellt. Die Kirche wurde aus demselben Material gebaut wie der wohlerhaltene Tempel der Isis in Pompeji, und was einst diese große „Himmelskönigin“ leistete, das leistet jetzt die „Himmelskönigin“ Maria. Trede

---

Schlußbemerkungen zu Balfours „Grundlagen des Glaubens“

Wir haben eine so ausführliche Uebersicht über den Inhalt des Balfourschen Buches gegeben und zunächst einmal auf ein Schlußwort verzichtet, um dem Leser ein eignes Urteil zu ermöglichen.*) Nun aber gilt es doch auch unser Urteil, wenigstens in einigen prinzipiellen Punkten, geltend zu machen.

Was uns in der Christlichen Welt vor allem an dem Buche interessirt, ist dies: Welchen Dienst vermag es der christlichen Weltanschauung zu leisten, für die auch wir kämpfen?

Wir haben in unsern einleitenden Bemerkungen unsrer Freude Ausdruck gegeben, daß ein Mann wie Balfour für die Wahrheit des Christentums eintritt, und zwar mit Festigkeit und Ueberzeugung. Dies bleibt erfreulich, auch wenn wir den Weg, den er schließlich einschlägt, nicht mit ihm gehen können. Das können wir in der That nicht. Wir müssen uns fragen: Ist denn der Sache des Christentums wirklich ein so wesentlicher Dienst geleistet, wenn man der christlichen Theologie eine Empfehlungskarte giebt, die ihr den Zutritt zu den „vornehmen Kreisen der »Wissenschaft«“ öffnet, weil der protegirende Philosoph darauf bemerkt hat, daß „die fundamentalen Elemente der christlichen Theologie“ beim Aufbau einer geschlossenen Weltanschauung sehr schätzenswerte Dienste leisten —? Balfour hat zu zeigen versucht, „wie wir in vernünftigen Grenzen und in allgemein verständlicher Weise angesichts der komplizirten Strömungen, die diese unsre seltsame Zeit beherrschen, unsre Ueberzeugungen in eine umfassende Einheit zusammenziehen können,“ und „daß die am wenigsten unvollkommne Vereinigung, die sich uns bietet, die fundamentalen Elemente der Theologie und zwar der christlichen Theologie einschließen muß“ (S. 355 f.). Zu diesen Fundamentalelementen gehört zweifellos der christliche Gottesglaube. Aber welche Bedeutung weist Balfour dem Gottesgedanken in seinem System zu? Die Quintessenz seiner Argumentation ist doch dies: Wie die Naturwissenschaft das Kausalitätsgesetz an die Welt der Erscheinungen heranbringt, um sie zu deuten, so ist es durchaus berechtigt, das Dasein Gottes zu postuliren, da es sich zeigt, daß das Weltganze und unser geistiges und sittliches Wesen durch diesen Gedanken erst verständlich wird. Der Gedanke eines lebendigen Gottes, als allgemeines Prinzip auf den ganzen Umfang unsrer Ueberzeugungen angewandt, in Naturwissenschaft, Ethik, Aesthetik und Theologie, giebt uns die Lösung von Schwierigkeiten an die Hand, für die der Naturalismus keine Antwort hat. Die am meisten befriedigende Ordnung und Einheit unsrer Gesamtanschauung bietet aber erst der christliche Theismus.

Wie oft hat nun schon in vergangnen Jahrhunderten bis auf unsre Tage der höchste Gedanke der Menschheit theologischen

*) Vgl. Nr. 33—35.

Philosophen und philosophischen Theologen helfen müssen,
Wände ihres Gedankengebäudes unter Dach zu bringen!
nicht auch in Balfours System der Gottesgedanke wertvol
Baumaterial zur Konstruktion einer einheitlichen Weltanschauun
Wir können uns von dem Gefühl nicht losmachen, daß
derartigen meist so wohlgemeinten Versuche den Gottesglau
entwerten müssen. Für architektonische Zwecke sollte er uns
für allemal zu wertvoll sein. Seit wir wieder bewußt
Luther in die Schule gegangen sind, können und dürfen w
wenn wir von Gott reden, jenes Wort aus dem Großen Ka
chismus nicht wieder vergessen:

Ein Gott heißet das, dazu man sich versehen soll alles Guten u
Zuflucht haben in allen Nöten, also daß ein Gott haben nichts and
ist, denn ihm von Herzen trauen und glauben; wie ich oft gesagt ha
daß allein das Trauen und Glauben des Herzens macht beide, G
und Abgott.

Wo dieser Herzenston nicht herausklingt, da vermuten w
immer, daß der Kern der Religion nicht richtig erfaßt
Natürlich würde auch Balfour diese rein religiöse Auffassu
nicht abweisen, aber sie muß bei ihm zurücktreten. Auch
tritt ja für den speziell christlichen Gottesgedanken ein, w
dieser den tiefsten Bedürfnissen des Menschenherzens begegn
Aber ihm kommt es doch vor allem andern darauf an, sei
Leser zu überzeugen, daß der christliche Gottesgedanke zu ein
leidlich abgerundeten Weltanschauung geradezu unentbehrlich
Er appellirt also in erster Linie an den systematisch interessirt
Verstand, freilich mit der Voraussetzung, daß dann auch
Bedürfnisse des Herzens mit zu ihrem Rechte kommen sollte
Wir sind garnicht unempfänglich für eine harmonisch abg
schlossene Weltanschauung. Aber wir halten sie für eine A
nehmlichkeit, die erst in zweiter Linie Berücksichtigung verdie
Wir wissen auch, daß der christliche Gottesglaube viel system
tische Kraft in sich hat. Aber wir halten unsre Religion f
eine zu hohe und ernste Sache, als daß wir es für rich
halten könnten, zuerst ihre äußern Reize spielen zu lassen, u
damit Leute anzulocken, die ästhetische Bedürfnisse haben. De
Andre zieht das nicht. Wer an die christliche Religion hera
tritt, der soll wenigstens vom ersten Augenblicke an ihren si
lichen Ernst spüren, ihren Ernst mit der Sünde, und s
dann entscheiden, ob ihm das nicht zu unbehaglich ist. De
das Christentum ist in die Welt getreten mit dem Rufe „Aend
euern Sinn“! Da darf keiner herum, der mit ihm zu th
haben will. Deshalb darf das nicht verschwiegen werde
wenn man für das Christentum eintritt. Außerdem hab
wir aus der Geschichte ein kräftiges Mißtrauen gelernt geg
alle wohlgemeinten Versuche und Vorschläge, uns zum Heili
tum des christlichen Gottesglaubens durch das Vorzimm
des Verstandes zu führen. Man hat die Erfahrung mach
müssen, daß Unzählige in diesem Vorzimmer sitzen geblieb
sind, und wir wissen aus guter Quelle, daß dies Antichambrir
gar nicht nach Gottes Sinne ist. Darum lehnen wir höfli
aber entschieden die allerdings in der Welt so viel gelten
Fürsprache des Verstandes ab, wenn es gilt, der christlich
Religion einen Platz im menschlichen Geistesleben zu sicher
Sie ist schon deshalb überflüssig, weil die Religion ihren Pla
ohne erst beim Verstande anzufragen, von selber einnimmt; we
wir „erwischt“ werden, wie Goethe einmal sagt; und weil d
Religion uns hat, nicht wir sie, wie Pfleiderer es ausgedrü
hat. Das Dasein Gottes ist uns nicht Gegenstand des Wisse
neben andern, nicht Gegenstand verstandesmäßigen Begreifen
Wenigstens wenn wir vom christlichen Gottesglauben rede
so halten wirs für unsre Pflicht, immer Evangelium Matth. 1
Vers 25 ff. im Auge zu behalten. Dabei sind wir „unwisse
schaftlich“ genug, darauf zu verzichten, unsern Gottesglaub
gegen den Verdacht der Einbildung zu schützen:

Die Religion bleibt ja doch jenem Verdachte ausgesetzt, wie a
Ueberzeugung, die an eine besondre Höhe und Kraft des persönlich
Lebens geknüpft ist. Und wie alle persönliche Ueberzeugung ist auch d
Religion nichts wert, wenn sie nicht die Schmach eines solchen Verdach
seitens der in ihrem persönlichen Leben Verkümmerten fröhlich auf s
nehmen kann. (Professor Herrmann in der Theologischen Litteratu
zeitung 1892, Spalte 385.)

Balfour hat dagegen das lebhafteste Interesse daran, nac
zuweisen, daß der Gottesgedanke ein durchaus wissenschaftlich

oder doch für die Wissenschaft eigentlich unentbehrlicher Begriff ist. Er kommt für ihn augenscheinlich weniger nach seiner sittlichen und religiösen als nach seiner konstruktiven Kraft in Frage. Kurz, man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß es vor allem intellektuelle Gründe sind, das Bedürfnis vieler Menschen nach einer möglichst geschlossenen Weltanschauung, mit denen Balfour für die Annahme des theistischen Gottesglaubens und der „christlichen Lehre der Inkarnation“ plädirt. Wir sehen daraus, wie wenig das wahre Wesen des Christentums ihm bei seiner Beweisführung gegenwärtig gewesen sein muß. Die christliche Religion ist nun einmal nicht dazu da, Ecken und Kanten menschlicher Ueberzeugungen und Ansichten über die Welt, die uns umgiebt, zu glätten und zu poliren und alles in ein angenehmes harmonisches Ganze zu fügen. Und man kann dem Christentum nicht gerecht werden, wenn man nicht mit der Thatsache gründlich Ernst macht, daß es vor allen andern Dingen Evangelium ist, d. h. daß es für die Mühseligen und Beladnen, für die angefochtenen und geängsteten Gewissen da ist. Es muß daher doch dabei bleiben, daß das Verständnis des Christentums und der christlichen Weltanschauung sich nur dem Heilsverlangen erschließt.

Und noch eins. Es ist vergebliche Liebesmüh, für die christliche Weltanschauung eintreten zu wollen und von Jesus Christus zu schweigen. Wir hören bei Balfour wohl manchesmal von Christentum, von der „Lehre von der Inkarnation,“ auch ein einziges Mal von „christlichen Meinungen über Christus“ (Christian views of Christ, S. 339), aber in dem ganzen Buche, das doch eine Einführung in die (christliche) Theologie sein will, nicht ein einziges Wort von Christi Person. Hier haben wir die Erklärung dafür, warum wir beim Lesen des Buches trotz mancher wirklich schönen Abschnitte, trotz der oft gehobnen Sprache des Verfassers doch niemals warm werden. Das warme Leben fehlt. Wir werden durch prächtige Räume geführt, aber darin fehlt der Sonnenschein. Wir hoffen, daß wenigstens am Ende des Buches das vielleicht nur verhaltene Feuer durchbreche, aber wir müssen zuletzt das Buch enttäuscht aus der Hand legen. Der Pulsschlag des persönlichen Lebens fehlt. Nicht als ob wir „erbaulichen“ Ton erwartet hätten — der wäre hier gewiß nicht am Platze gewesen. Es ist etwas andres. Es ist, als ob wir einem die Hand drücken wollten, aber der herzhafte Gegendruck blieb aus.

Das führt uns zu dem Hauptvorwurf, den wir gegen Balfours Buch zu erheben haben: es fehlt ihm ein bewußtes Verständnis für den Begriff der Persönlichkeit. Wohl kann man die disjecta membra dieses Gedankens hie und da zusammenlesen; er spricht einmal von dem einzigartigen Werte einer Menschenseele, von unsrer persönlichen Einwirkung auf unsre Umgebung, und vertritt lebhaft das Recht persönlicher Bedürfnisse, die im Naturalismus verkümmern. Aber daß die Persönlichkeit nicht als einheitliche Größe erkannt ist, das ist eben der Mangel, der sich überall fühlbar macht. Seitdem schon die stoische Philosophie in dem Gedanken der Persönlichkeit zum erstenmale ein maßgebendes Prinzip gefunden und dieser Begriff in und durch Jesus Christus praktisch seine höchste Steigerung erfahren hat, seitdem durch Origenes und vor allem durch Augustin, „den ersten modernen Menschen,“ bis hin zu Kant das Problem der Persönlichkeit immer bewußter in den Mittelpunkt des philosophischen Denkens geschoben ist, und die gegenwärtigen wissenschaftlichen Strömungen dem Denken immer deutlicher und dringlicher die Aufgabe gestellt haben, die Ueberlegenheit der geistig-sittlichen Persönlichkeit gegenüber der Natur herauszuarbeiten, — kurz seitdem das Problem der Persönlichkeit ein Zentralbegriff unsers Denkens geworden ist, ist es ein bedenklicher Mißgriff, für die christliche Weltanschauung apologetisch — denn das ist doch der Grundton des Buches — eintreten zu wollen, ohne die Sache des Christentums von diesem Punkte aus zu führen. Denn der christliche Gottesgedanke, die christliche Theologie, christliche Ethik, christliche Weltanschauung, alles bleibt unverständlich ohne diesen Gedanken und ohne die Thatsache der einen Persönlichkeit, Jesus Christus.

Besonders deutlich tritt der Mangel an bewußter Vertretung des Begriffs der Persönlichkeit in den Ausführungen über Vernunft und Autorität hervor. An und für sich ist es gewiß lohnend und zeitgemäß, das Thema „Autorität“ gründlich anzufassen. Balfour hat ganz recht, wenn er sagt, daß dies Gebiet besonders stark durch Schlagworte unsicher gemacht und verständiger Einsicht entzogen wird. Leider hat aber er selbst zur Klärung nicht viel beigetragen. Nur das macht er allerdings deutlich — und das ist ja für die selbstbewußte Wissenschaft unsrer Tage sehr heilsam zu hören —, daß in der That die Autorität auf allen Wissensgebieten eine große Rolle spielt, größer als wir uns oft eingestehen wollen. Da aber die Wirkung der Autorität gerade innerhalb der Beziehungen von Person zu Person sich vollzieht, so ist es schlechterdings unmöglich, dies Gebiet in befriedigender Weise zu behandeln, ohne dem Gedanken der Persönlichkeit als selbständiger Größe Rechnung zu tragen. Weil Balfour dies versäumt hat, darum macht jenes Kapitel, das eins der fruchtbarsten sein könnte, einen beinahe verwirrenden Eindruck.

Vor allem ist es zu beklagen, daß er die Wirkung der Autorität auf dem Gebiete der Religion ohne weiteres mit ganz andersartigen Erscheinungen zusammen behandelt hat. Wenigstens prinzipiell; denn spezielle Fragen über die Autorität in religiösen Dingen weist er der Theologie zu. Aber hätte er ein deutliches Verständnis dafür, daß die Religion eine einzigartige, selbständige Macht, daß sie persönliches Leben — er hätte wohl schwerlich den Nivellirungsprozeß aller beliefs*) so kaltblütig vornehmen und dann aus der analogen Entstehung der Ueberzeugungen das Recht ableiten können, den religiösen Glauben mit allen übrigen beliefs auf eine Schnur zu ziehen. Möglich ist dies doch eigentlich nur jemandem, dem die Religion zuerst Wissen ist. Autorität in der Religion und Autorität auf irgend einem Gebiete des Wissens sind aber doch von vornherein zwei Dinge, die nichts als den Namen gemeinsam haben. So ist es denn nicht zu verwundern, daß der religiöse Glaube, der evangelische Heilsglaube, als persönliches Leben in seiner höchsten Steigerung, als ein einfaches Vertrauen zu dem in Christus offenbarten Vater in Balfours Philosophie keinen Platz und keine Nahrung findet. Er muß notwendig dort verwelken, wo er z. B. mit dem „Glauben“ an eine materielle Welt auf einem Beete wachsen soll. Vielleicht darf uns das eine neue Mahnung sein, unsern christlichen „Glauben“ aus der Sphäre theologischen und sonstigen Meinens immer entschiedner herauszuheben und ihm seine eigenartige Stellung zu wahren. Dazu aber gehört auch etwas mehr Gewissenhaftigkeit im alltäglichen, privaten Gebrauch des Wortes. — Schließlich muß man sagen: wer nach der ersten Ankündigung von „Balfours Buch über die Grundlagen des Glaubens“ sich auf eine Untersuchung über den evangelischen Glauben gefreut hatte, der konnte kaum gründlicher enttäuscht sein, als da er sah, welche Rolle dieser Glaube in diesen „Einleitenden Bemerkungen zum Studium der Theologie“ zu spielen hat.

Also nochmals: Balfours Absicht, die volle Berechtigung der christlichen Weltanschauung im modernen Geistesleben nachzuweisen in allen Ehren — wir freuen uns über jeden ehrlichen Bundesgenossen; aber wir müssen es für einen schweren Fehler halten, das Allerpersönlichste, das es geben kann, den christlichen Gottesglauben, auf irgend etwas anderes stützen zu wollen, als auf persönliches Leben.

* * *

Endlich noch einige Bemerkungen zu dem ersten Teil des Buchs. Wenn man sieht, mit welcher Gewandtheit, mit wieviel Geist und Feuer, Schlagfertigkeit und Sachkenntnis Balfour den Kampf gegen den Naturalismus führt, so kann man nur bedauern, daß er nicht seine Kraft auf die Bekämpfung der feindlichen Gegenströmungen konzentrirt hat. Hier scheint er in der That in seinem Element zu sein. Freilich ist auch hier zu beklagen, daß er nicht mit Bewußtsein für die geistig-sittliche Persönlichkeit in ihrer Naturüberlegenheit eingetreten ist. Seine Ausführungen würden von hier aus zweifellos an Lebendigkeit

*) Obgleich wir in der Uebersetzung des Titels belief mit „Glauben“ wiedergegeben haben, schien es doch richtiger, es im weitern Verlauf mit „Ueberzeugung“ zu übersetzen.

und Ueberzeugungskraft nur gewonnen haben. Jedenfalls aber ist dieser Teil fast durchweg ein ungetrübter Genuß. Ob seine Argumente im einzelnen immer durchschlagend sind, z. B. ob seine Kritik der Grundlagen der Erfahrungswissenschaft den Eindruck macht, den er erwartet, müssen wir freilich hier dahingestellt sein lassen.

Wir möchten aber auf einen leitenden Gedanken den Finger legen, nämlich auf den, „daß die entscheidenden Schlachten der Theologie außerhalb ihrer Grenzen geschlagen werden," „daß die Sache der Religion nicht über rein religiösen Streitigkeiten verloren oder gewonnen wird". (S. 2.) Wie wahr das ist, weiß jeder, der einmal eine Volksversammlung besucht hat, in der das Thema „Religion und Wissenschaft" auf der Tagesordnung stand. Dort bringt die Praxis diese Erkenntnis von selber mit sich. Noch vor Balfour hat Tröltsch in seinen Aufsätzen über „die christliche Weltanschauung und die wissenschaftlichen Gegenströmungen" (Zeitschrift für Theologie und Kirche 1893, 1894) sich ähnlich ausgesprochen. Er sagt:

> Es ist zuweilen nützlich . . . sich daran zu erinnern, daß der eigentliche Kampf nicht innerhalb der engen Mauern der Theologie, sondern auf dem großen freien Felde des allgemeinen wissenschaftlichen Denkens sich abspielt. Nur wenn wir einen ruhigen Ueberblick über die in diesem Kampfe ringenden Mächte, über deren Herkunft und Kraft besitzen, nur wenn wir auf Grund dieser Musterung eine gewisse sichere Ueberzeugung über den Verlauf desselben gewonnen haben, vermögen wir die Zuversicht zu unsrer Arbeit und unsrer persönlichen Stellung zu gewinnen, die uns in der Enge der theologischen Fachwissenschaft zu entschwinden droht, und über deren Verlust auch der Beifall der nächsten Parteigemeinschaft nicht hinwegzuhelfen vermag. (A. a. O. 1894, S. 230.)

Wenn wir uns dieser Erkenntnis nicht mehr verschließen können, dann müssen wir aber beizeiten ernstlich daran denken, daß die, die in den Kampf hineintreten wollen oder hineingestellt werden, genügend gerüstet sind. Sonst wollen wir doch lieber Festungspolitik treiben. Es zeigt sich ja immer deutlicher (vgl. auch Furrers Klage in Nr. 34, Sp. 808 f. d. Bl.), daß es mit der Kenntnis der mit dem Christentum konkurrirenden Weltanschauungen und darum auch mit der Kenntnis der einschlägigen Probleme in den Kreisen der (jungen — denn auf diese richtet sich natürlich jetzt der Blick) Theologen meist recht dürftig aussieht. Allein liegt denn die Schuld einzig an der studirenden Jugend, die doch sogar im eignen Fachstudium ohne Leitung oft nur mühsam ihren Weg findet —? Wenn in England Theologieprofessoren es für ihre Pflicht halten, die Studenten in einem öffentlichen Vortrage z. B. mit Balfours Buche bekannt zu machen und sie dafür zu interessiren — sollte sich derartiges bei uns nicht durchführen lassen? Gewiß ist dies viel leichter vorgeschlagen als ausgeführt. Ueberall soll heute reformirt werden. Und wo die Zeit hernehmen? Die Schwierigkeiten sind in der That groß genug und lassen sich nicht im Vorübergehen lösen. Aber ließe sich nicht z. B. — um doch eins zu nennen — durch planmäßige Fruchtbarmachung der so unzähligemale und nicht immer bloß durch Leichtsinn, sondern oft nur durch „Hilflosigkeit" verlornen ersten Semester mit gutem Willen mancherlei erreichen? Die Tröltschschen Aufsätze — von denen man bedauern muß, daß sie nicht einem weitern, nichttheologischen Publikum zugänglich sind — und das Balfoursche Buch, um nur diese beiden zu nennen, zeigen deutlich genug, was hier zu thun ist.

Ob man in Deutschland eine Uebersetzung des Balfourschen Buches vorbereitet, ist uns nicht bekannt. Sollte eine solche demnächst erscheinen, so können wir nur eins wünschen: daß das Buch recht fleißig diskutirt werden möchte, vor allem aber auch in den Kreisen, denen die Berührung mit den Problemen, die der Naturalismus in all seinen Spielarten uns Christen stellt, am heilsamsten ist: in den Kreisen der Theologen.

Paul Jaeger

Neuere Werke Tolstois

1. Wie ist mein Leben?

Auch nachdem Tolstoi sich zu einer festen, christlichen Weltanschauung durchgerungen hatte, hörte er nicht auf zu lernen

und das neu Gelernte seinen Mitmenschen vorzulegen.*) Seit 1881 wohnte er in Moskau, hier sah er mannichfaches Elend, und er versuchte zu helfen. Seine äußern und innern Erfahrungen bei diesen Versuchen als Armenpfleger hat er in einer Schrift erzählt, die in der vollständigsten, von L. A. Hauff besorgten und von Janke in Berlin verlegten Uebersetzung „Wie ist mein Leben?" betitelt ist. Diese Schrift giebt uns mehr als eine Lehre von der Wohlthätigkeit, sie enthält Tolstois Antwort auf die soziale Frage.

Ganz Moskau ist voll von Bettlern, obwohl das Betteln verboten ist. Zuweilen steckt die Polizei einige bei, aber mit diesem gelegentlichen, unverständlichen Zugreifen macht sie keinen Eindruck. Tolstoi versuchte einigen, die er auf der Straße traf, zu helfen, erfuhr aber oft, daß er belogen und betrogen wurde. Aber auch diese Betrüger waren ein kümmerliches Volk, schlecht gekleidete, abgemagerte, kranke Menschen. Weil man ihm sagte, daß dort am meisten Elend zu finden sei, ging er an einem stürmischen Wintertage zum Chitrowmarkt, wo das Ljapinsche Haus, ein Asyl für Obdachlose, steht. Was er hier sah und erlebte, hinterließ einen Stachel in ihm. Er empfand dieses Elend dunkel als sein eignes Verbrechen. Er hatte jene Unglücklichen zwar mit Thee gelabt und Almosen unter ihnen ausgeteilt, aber das erschien ihm eher als eine böse denn als eine gute That. Sein unerbittliches Gewissen sprach: „Nicht mit zwanzig Rubeln aus deinem großen Vermögen kannst du dir Ruhe vor diesen Elenden erkaufen, sondern das Opfer muß viel tausendmal größer sein. Wer zween Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat!" Zu Hause ging er über die mit Teppichen belegte Treppe in das Vorzimmer, dessen Fußboden mit Tuch ausgelegt war, nahm den Pelz ab, setzte sich zum Mittagessen, das aus fünf Speisen bestand, und bei dem zwei Diener mit weißen Handschuhen und weißen Halsbinden aufwarteten. Das alles empfand er als Verbrechen, das alles schlug dem Verkünder der Bergpredigt, die er als höchste Weltweisheit erkannt hatte, ins Gesicht.

Man kann sich denken, was seine Angehörigen und Bekannten sagten oder auch nicht sagten, wenn er aussprach, dieses luxuriöse Leben angesichts der großen Armut sei etwas Böses. Er war aber selber noch nicht fest in dieser Anschauung; eine Zeit lang ließ er sich von den Freunden noch überreden, daß er zu gut, zu edel sei und deshalb zu empfindlich gegen die Not, zu phantastisch als Reformer. Und er versuchte nun, als Reicher und mit andern Reichen gemeinsam den Armen zu helfen. Es stand gerade eine Volkszählung (1883) bevor, und er dachte sich folgenden Plan aus. Er wollte bei reichen Menschen Mitgefühl für die Armut erwecken, Geld sammeln, Leute gewinnen, die bei der Volkszählung mit ihm den Unglücklichen nahetreten und Genaues über ihre Not auskundschaften sollten. Den Armen wollte er dann durch Geld, durch Arbeit, durch Versetzung auf das Land, durch Unterbringung der Kinder in Schulen, der alten Männer und Weiber in Asylen helfen. Dies alles sollte der Anfang einer dauernden Gesellschaft sein, die die Bezirke Moskaus unter sich verteilen und darüber wachen müßte, daß jeder zukünftigen Not vorgebeugt oder schon beim ersten Anfang abgeholfen würde. Er malte sich schon aus, daß es bald keine Bettler, keine Notleidenden mehr geben würde, daß dann die Reichen mit gutem Gewissen in ihren Equipagen zum Theater und zu ihren Gesellschaften fahren könnten, ohne durch den Anblick der Not und Verkommenheit peinlich berührt zu werden.

Man kann sich auch denken, wie dieser Plan aufgenommen wurde. Jedermann mußte ihn loben, sehr edel finden, aber sehr wenige brachten ihm wirkliche Teilnahme entgegen. In einem Hause, wo er Mitarbeiter werben wollte, fand er eine große Gesellschaft vor:

> Die Frau des Hauses beschäftigte sich schon seit einigen Jahren mit Wohlthätigkeit. Vor der Hausthür standen einige Wagen. Im Vorzimmer saßen einige Lakaien in teuern Livreen. Im großen Salon mit zwei Tischen und Lampen saßen reichgekleidete Damen und Mädchen und kleideten kleine Puppen an. Auch einige junge Herren waren da bei den Damen. Die Puppen, die diese Damen verfertigten, sollten in einer Lotterie zum besten der Armen ausgespielt werden.

---

*) Vgl. den vorigen Jahrgang: Die Botschaft Tolstois. Nr. 1 f.

Der Anblick dieses Salons und der Gesellschaft, die darin versammelt war, berührte mich sehr unangenehm. Abgesehen davon, daß das Vermögen der hier versammelten Leute einige Millionen betrug, abgesehen davon, daß schon die Zinsen des Kapitals, das hier auf Kleider, Spitzen, Bronzewaren, Pferde, Wagen, Livreen und Lakaien verschwendet war, hundertmal mehr ausgemacht hätte, als alle diese Damen mit ihrer Arbeit erzielten, betrugen die Ausgaben für die Fahrten der Damen und Herren hierher, für Handschuhe, Weißzeug, Kerzen, Thee, Zucker, Backwerk hundertmal mehr, als diese Handarbeit wert war — — —

Die Hauptperson, an die ich mich wandte, erklärte mir, man werde nicht viel thun können, weil es an Mitteln fehle. Es fehle deshalb an Mitteln, weil die reichen Leute in Moskau alle schon in Anspruch genommen seien, soviel als nur möglich. An alle diese Wohltäter werden Auszeichnungen, Medaillen und andre Ehren verteilt, und zur Erzielung eines Erfolgs in Geld sei es nötig, von der Regierung irgend welche neuen Ehren zu erbitten, und das allein sei ein wirksames Mittel, aber es sei sehr schwer.

Als ich an diesem Tage nach Hause zurückgekehrt war, legte ich mich schlafen, nicht nur mit dem Vorgefühl, daß meine Idee sich nicht verwirklichen werde, sondern auch mit Beschämung in dem Bewußtsein, daß ich diesen ganzen Tag über etwas sehr Albernes und Beschämendes gethan habe.

Aber Tolstoi harrte aus. Er veröffentlichte seinen Plan in den Zeitungen, legte ihn den Zählern vor und gewann wenigstens einige Helfer und Geldgaben. Er selbst ließ sich als Zählbezirk einen der allerärmsten Teile, die „Rschanowsche Festung,“ zuweisen. Er gelangte in armselige Wohnungen, aber er fand darin niemand, auf den er sogleich seine Wohlthätigkeit ausschütten konnte. Die Leute waren arm, aber keiner bedurfte sofortiger Hilfe. Einige baten um Beistand: ein waschendes, von ihrem Manne verlassenes Frauenzimmer, das nun allein für die Kinder sorgen mußte; eine alte, greise Witwe, die, wie sie sagte, keine Mittel zum Leben hatte, und ein Bauer in Bastschuhen, der behauptete, er habe heute noch nichts gegessen. Aber bei näherm Zusehen zeigte sich, daß alle diese nicht erheblich Not litten, und daß man mit ihnen gut bekannt sein mußte, um wirklich helfen zu können. Wo wirklich sofortige Hilfe nötig war, da war sie schon gebracht. Und von wem?

In einer Kellerwohnung lag ein alleinstehender Greis, der vom Typhus befallen war. Der Alte hatte niemanden. Eine Witwe mit einer kleinen Tochter, die ihm ganz fremd war, aber die andre Ecke bewohnte, pflegte ihn, reichte ihm Thee und kaufte für ihr Geld Medizin. In einer andern Wohnung lag eine Frau im Kindbettfieber. Ein Frauenzimmer, das von der Prostitution lebte, wiegte ein Kind, machte ihm einen Lutschbeutel und ging zwei Tage nicht auf ihr Gewerbe aus. Ein verwaistes Mädchen wurde von einem Schneider in seine Familie aufgenommen, der schon drei eigne Kinder hatte.

Es blieben also nur solche Unglückliche übrig, wie arbeitsscheue Menschen, Beamte, Schreiber, Diener ohne Stellen, Bettler, Trunkenbolde, liederliche Frauenzimmer, Kinder, denen mit Geld nicht sofort zu helfen war, die man erst genauer kennen lernen mußte, um sie nach reiflicher Ueberlegung in geeigneter Weise unterzubringen.

Noch mehr machte Tolstoi die Erfahrung stutzig, daß diese Unglücklichen ganz ebensolche Menschen waren wie er selber und seine Bekannten, daß ihr Unglück schließlich in denselben Mängeln bestand. Er mußte sich sagen, das Unglück dieser Armen bestehe darin, daß sie die Fähigkeit, die Lust, die Gewohnheit verloren hätten, ihr Brot selbst zu verdienen, d. h. daß sie Menschen seien wie er und seine Freunde auch. Wenn zwei Menschen in einem Sumpfe stecken, kann der eine den andern nicht herausziehen.

Wenn die Menschen, die mich umgeben, jetzt in großen Wohnungen oder in eignen Häusern an den Hauptstraßen wohnen und nicht im Hause Rschanow, und dabei luxuriös speisen und trinken, und nicht von Leber und Hering mit Schwarzbrot leben, so hindert sie das nicht, ganz ebensolche Unglückliche zu sein. Sie sind ganz ebenso unzufrieden mit ihrer Lage, beklagen sich über die Vergangenheit, wünschen eine bessere Zukunft herbei, und jene günstige Lage, die sie sich wünschen, ist ganz dieselbe, wie die, die die Bewohner des Hauses Rschanow herbeiwünschen, d. h. eine solche, bei der man weniger zu arbeiten braucht und die Arbeit andrer ausbeuten kann. Der Unterschied liegt nur in dem Grad und in der Zeit. — — Ich begriff damals nicht, daß man einem solchen Menschen nur dadurch helfen kann, daß man ihm zu einer andern Weltanschauung verhilft. Aber um die Weltanschauung eines Menschen umzuändern, muß man selbst die beste Weltanschauung haben und nach derselben leben.

Zu diesem Schluß kam er nicht sogleich; er merkte nicht sogleich, daß es hier nicht notwendig war, Speise zu reichen, sondern den verdorbnen Magen zu heilen. Erst beging er noch allerlei Fehler. Einmal gab er einer halbverhungerten Person Geld, nun bettelten ihn alle an, und um sich vor ihnen zu

retten, streute er die Kopeken unter ihnen aus. Dadurch wurde ihm seine Arbeit sehr erschwert. Er spürte, daß ihm nun jeder Unwahres sagte, daß man in ihm einen Sack erblickte, aus dem man Geld ziehen könne. Und dieses Geld verbesserte die Lage der Bettler nicht, sondern verschlimmerte sie.

Selbst die Kinder konnte er nicht retten. Einen gewandten zwölfjährigen Jungen, dessen Pflegevater ins Gefängnis kam, nahm er in sein Haus, stellte ihn in der Küche an und bemühte sich, ihn bei einem Schuster oder Bauer unterzubringen. Aber Serjoscha verschwand eines Tages und wurde später im Kostüm eines Wilden als Elefantenführer in einer Schaubude wiedergefunden. Und Tolstoi mußte sich sagen, daß er keinen bessern Dank erwarten durfte. Denn wie konnte Serjoscha in Tolstois reichem Hause etwas andres lernen als die Begier nach einem lustigen Leben ohne Arbeit? Die Kinder dort machten ja andern zehnmal mehr zu schaffen, als sie selber arbeiteten, und wurden so erzogen, daß sie eines Tages ein möglichst genußreiches und arbeitsloses Leben haben konnten. Man kann leicht ein Bettlerkind nehmen, es waschen, reinigen, mit saubern Kleidern versehen und unterrichten. „Aber nicht nur schwer, sondern sogar unmöglich ist es für uns, die wir unser Brot nicht selbst verdienen, sondern das Gegenteil thun, ein solches Kind zu lehren, sein Brot zu verdienen.“

Das Ende war, daß Tolstoi wohl einigen zu helfen versuchte, wohl eine Summe Geldes verteilte, jedoch keinem einzigen wirklich half. Enttäuscht und ärgerlich fuhr er gegen Ostern auf das Land. Aber die Erinnerungen an die Rschanowsche Festung begleiteten ihn. Auf dem Lande fiel ihm der große Unterschied der ländlichen und der städtischen Armut auf; noch mehr fiel ihm auf, daß jene städtischen Notleidenden, die er ausgefragt hatte, alle vom Lande stammten. Sie selbst oder ihre Väter oder Großväter waren vom Dorfe nach Moskau gekommen, um sich dort zu ernähren. Wie sonderbar!

Wie geht es zu, daß vom Lande, wo es Wälder und Wiesen, Getreide und Vieh giebt und alle Reichtümer des Bodens, daß von dorther die Leute kommen, um sich an der Stelle zu ernähren, wo es keine Bäume, kein Gras, auch nicht einmal Land giebt, sondern nur Steine und Staub? — —

Ueberall in ganz Rußland, und ich glaube, nicht nur in Rußland, sondern in der ganzen Welt vollzieht sich dasselbe. Die Reichtümer der ländlichen Produzenten gehen über in den Besitz von Händlern, Gutsbesitzern, Beamten, Fabrikanten, und die Leute, die diese Reichtümer erhalten haben, wollen sie genießen. Aber nur in der Stadt können sie sie vollkommen genießen. . . . Die vielen Leute sammeln sich in der Stadt an, und unter dem Schutze der Obrigkeit genießen sie in Ruhe alles das, was vom Lande hierhergeführt worden ist. Der Landbewohner ist zum Teil gezwungen, dorthin zu gehen, wo dieser ununterbrochne Festtag der Reichen gefeiert und das, was ihm genommen, verzehrt wird, um sich von den Brosamen zu nähren, die vom Tische des Reichen fallen, zum Teil aber auch deshalb, weil er das sorglose, luxuriöse, von allen gutgeheißene und geschützte Leben der Reichen sieht und selbst wünscht sein Leben so einzurichten, um weniger zu arbeiten und mehr Nutzen aus der Arbeit andrer zu ziehen. Und so zieht er zur Stadt und läßt sich neben dem Reichen nieder, bemüht sich, durch alle Mittel von ihm das zurückzuerlangen, was er nötig hat, und unterwirft sich allen Bedingungen, die ihm der Reiche auferlegt. Er dient dem Reichen im Bade, im Restaurant, als Kutscher und als Prostituirte, verfertigt ihm Equipagen und Spielzeuge und Modeartikel und lernt vom Reichen nach und nach ebenso zu leben wie er — nicht durch Arbeit, sondern indem er durch verschiedne Künste andern die von ihnen gesammelten Reichtümer abnimmt. Und so fällt er der Verderbnis und dem Untergang anheim. Und eben diese durch den städtischen Reichtum verdorbne Bevölkerung ist jene städtische Armut, der ich vergebens Hilfe bringen wollte. — —

Man braucht sich nur umzusehen und man wird von Entsetzen erfaßt über die Sittenverderbnis, die wir, abgesehen von den unserm Luxus dienenden Fabriken, unmittelbar durch unser luxuriöses Leben in der Stadt unter denselben Menschen verbreiten, denen wir helfen wollen.

Tolstoi kam also zu dem Ergebnis: Der Reichtum ist schuld an der Armut; der Reichtum verdirbt die Reichen und die Armen. Die Wohlthätigkeit der Reichen ist thörichte Spielerei. Es ist weder ein Opfer noch macht es Eindruck, wenn der Reiche einen verschwindend winzigen Teil seiner Rente den Armen schenkt. Tolstoi selbst ging einst mit einem armen Holzhacker, Semjon, auf der Straße, ein Greis bettelte sie an; Tolstoi gab zwanzig Kopeken, Semjon wollte einen geben, gab aber drei, da der Greis nicht herausgeben konnte, und Semjon empfand das weiter nicht als edle That. Hätte Tolstoi den

gleichen Teil von seinem Vermögen geopfert wie Semjon von dem seinen, so hätte er statt zwanzig Kopeken dreitausend Rubel zahlen müssen! Wir sehen, wie aufrichtig Tolstoi ist, wie er bei der Aufstellung sittlicher Pflichten bei sich selber anfängt. So fühlt er sich auch als mitschuldigen Urheber der städtischen Armut. Er sagt sich: ich habe als reicher Gutsbesitzer den Landleuten das Notwendige weggenommen und habe es in die Stadt geschafft. In der Stadt aber verführe und verderbe ich durch meinen unsinnigen Luxus jene Landbewohner, die mir hierher gefolgt sind, um hier das zurückzuverlangen, was ich ihnen auf dem Lande abnahm.

Ein zweiter Grund, weshalb die Reichen in der Stadt den Armen nicht helfen können, liegt in der Unmöglichkeit des Verkehrs mit ihnen, und diese Unmöglichkeit des Verkehrs haben die Reichen geschaffen. Sie richten absichtlich ihr Leben so ein, daß sie sich möglichst viel von den Armen unterscheiden und absondern.

In der That sind alle Bemühungen unsers reichen Lebens darauf gerichtet, in Bezug auf Speisen, Kleidung, Reinlichkeit und Bildung sich von den Armen zu unterscheiden. Für diesen Unterschied, diese Trennung von den Armen durch unübersteigliche Mauern geben wir, gering gerechnet, neun Zehntel unsers Reichtums aus.... Der hartherzigste Mensch möge einmal versuchen, ein Diner von fünf Schüsseln zu verzehren inmitten von Leuten, die wenig gegessen oder nur schwarzes Brot zu essen haben. Nicht ein einziger wird imstande sein, zu essen und zu sehen, wie die Hungrigen ihn umringen. Es scheint also, um üppig zu speisen inmitten von Hungernden, die erste Notwendigkeit zu sein, sich ihren Blicken zu entziehen und so zu speisen, daß sie es nicht sehen.... Um allein zehn Zimmer zu bewohnen, ist es nötig, daß es die nicht sehen, die zu Zehn in einem Zimmer wohnen. Je reicher der Mensch ist, desto schwerer ist es, zu ihm zu gelangen, desto mehr Diener stehen zwischen ihm und den armen Leuten, desto unmöglicher ist es, einen armen Menschen über die Teppiche zu führen und auf einen mit Atlas bezognen Lehnstuhl zu setzen.

Dasselbe trifft zu auf die Fahrzeuge. Ein Bauer, der in einem Wagen oder in einem Schlitten fährt, muß sehr grausam sein, wenn er nicht einen Fußgänger aufnimmt, sobald er Platz hat. Aber je reicher die Equipage, desto entfernter ist die Möglichkeit, irgend jemand einsteigen zu lassen.... Ja sogar: die Bildung besteht aus den Formen und Kenntnissen, die einen Menschen vor andern auszeichnen sollen. Auch ihr Ziel ist dasselbe wie das der Reinlichkeit: man will sich von der Menge der Armen abscheiden.

Der Reichtum ist also der Feind. Und namentlich ist das Geld vom Uebel. Habe ich Geld, während Andre es bedürfen, so kann ich mit diesen Andern schalten und walten wie der Sklavenbesitzer mit seinen Sklaven. Das Geld hat denselben Zweck und dieselben Folgen wie die Sklaverei. Es befreit uns vom „erstgebornen Gesetze," dem Gesetze, daß wir im Schweiße unsers Angesichts unser Brot gewinnen sollen, es führt wie die Sklaverei zu immer neuen Bedürfnissen, zu blödsinniger Verweichlichung, Lasterhaftigkeit, Unterdrückung, Erniedrigung der Armen auf die Stufe des Tieres. Geld ist ein Wechsel, den die Armen durch Arbeit einlösen, schon deshalb ist es widersinnig, dem einen Armen Geld zu schenken, denn ein andrer Armer muß diesen Wechsel einlösen.

Sobald Tolstoi begriffen hatte, was Reichtum und Geld bedeuten, wußte er auch, was er zu thun hatte. Er hatte Christi Gebot zu befolgen.

Christus sagte: „Gesegnet sind die Armen, und wehe den Reichen," er sagte, man könne nicht Gott und dem Mammon dienen. Er verbot seinen Jüngern nicht nur, Geld anzunehmen, sondern auch zwei Kleider zu besitzen. Er sagte dem reichen Jüngling, er könne nicht in das Reich Gottes eingehen, weil er reich sei, und es sei leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Reich Gottes eingehe.... Er sprach das Gleichnis aus vom Reichen, der nichts Böses gethan, wie unsre Reichen, sondern nur sich gut kleidete, gut aß und trank und dadurch allein seine Seele zu Grunde richtete.

Tolstoi folgerte also, daß er dem Reichtum und dem Gebrauch des Geldes entsagen müsse. Er wollte nun nicht mehr Andre zur Arbeit für ihn nötigen, er wollte sich bemühen, entweder ohne diese Arbeit auszukommen oder sie selbst zu verrichten. „Ehe man Gutes thun will, muß man sich vom Bösen fernhalten und sich in solche Umstände versetzen, in denen man aufhören kann, Böses zu thun." Die Antwort auf die soziale Frage lautet also: Freiwillige Armut und fleißige Arbeit.

Bode

Bücher und Schriften

(Festschrift für den XXVIII. Kongreß) für innere Mission 23. bis 26. September 1895 in Posen. Inhalt: Programm des Kongresses. Kurze Geschichte der evangelischen Kirche in der Provinz Posen. Führer durch Posen. Eisenbahnverbindungen von Posen aus. Plan der Stadt Posen. 36 S. Gegen Einsendung von 53 Pfennigen zu beziehen von der Hofbuchdruckerei W. Decker u. Co., Posen. Für die Besucher des Kongresses an Ort und Stelle unentgeltlich. — Ein anmutiges Büchlein, das von dem bevorstehenden Kongreß die günstigsten Vorstellungen erweckt, sofern man die nicht auf Grund des längst veröffentlichten (in unsrer Nr. 28 abgedruckten) Programms bereits besitzt. Wir stehen nicht an auszusprechen, daß dieser Kongreß, gerade weil er in Posen tagt, eine besondre kirchliche und nationale Bedeutung hat. Wir möchten auch durch den Hinweis auf diese Festschrift das Interesse für seine Tagung beleben und möchten die Freunde solcher öffentlichen Veranstaltungen aufs wärmste auffordern, gerade weil es nach dem fernen Osten geht, durch Besuch dieses Kongresses zu glücklichem Gelingen zu helfen. R

(Die Verhandlungen des Evangelisch-sozialen Kongresses) liegen in einem stattlichen Bande von 146 Seiten gedruckt vor: Bericht über die Verhandlungen des Sechsten Evangelisch-sozialen Kongresses, abgehalten zu Erfurt am 5. und 6. Juni 1895. Berlin, Karl Georg Wiegandt. 2 Mk. Unsre Leser werden nach den vorausgegangnen Artikeln mit besondrer Aufmerksamkeit den Vortrag des Professors Furrer über die moderne Naturwissenschaft und die soziale Bewegung lesen. Unsre Leserinnen aber werden sich hoffentlich das Studium des Vortrags der Frau Gnauck über die soziale Lage der Frauen nicht entgehen lassen. Er kann diese große Frage ja selbstverständlich nicht erschöpfen, aber er ist vortrefflich geeignet, die in ihren Ernst einzuführen, die noch nicht davon ergriffen sind. Vom 1. bis 3. Oktober findet in Frankfurt a. M. ein Frauentag statt. Wie wir hören, sind die Trägerinnen dieses Tages zum Teil unzufrieden mit Frau Gnauck. Sie hat ihnen zu wenig gefordert. Nun, es war erstens für ihren Zuhörerkreis recht viel. Sodann fragt sich doch sehr, ob mit überspannten Forderungen der guten Sache nicht unverzeihlich geschadet wird. Jedenfalls müssen auch die Vorkämpferinnen ihres Geschlechts verschieden gerichtete Geister in ihrer Phalanx dulden. Nun wir werden ja hören, was der Frankfurter Frauentag zu sagen hat. Wir haben ohnedies Anlaß, im nächsten Quartal uns näher mit der Frage zu beschäftigen. Der Bericht bietet nicht nur die Vorträge, sondern auch in guter Wiedergabe die Verhandlungen. R

(Die Schulbibelfrage) kommt nicht zur Ruhe und wird nicht zur Ruhe kommen, bis Schulbibeln oder sagen wir lieber biblische Lesebücher ebenso allgemein eingeführt sind wie seit anderthalbhundert Jahren biblische Geschichten. Ueber die Frage wurde verhandelt am 13. November 1894 in Neumünster (für die mittlern Klassen höherer Schulen nicht die Vollbibel, sondern ein biblisches Lesebuch); 13. Juni dieses Jahres in Berlin (Rektor Hark aus Gütersloh: für ein erweitertes biblisches Lesebuch, das aber [Hofprediger Stöcker] Kapitel- und Verseinteilung beibehält); 19. Juni von der Weimarischen Landessynode (Beschluß, die Kirchenregierung zu ersuchen, auf die Einführung eines biblischen Lesebuchs in die Schulen hinzuwirken); 13. Juli in der Versammlung des Bezirkslehrervereins in Zittau (fast einstimmiger Wunsch nach Einführung der Bremer Schulbibel); 2. Aug. von der 29. allgemeinen schleswig-holsteinschen Lehrerversammlung in Marne (Vortrag von Stadtschulrat Wagner aus Altona, Beschluß, an die Königliche Regierung und das Königliche Konsistorium die Bitte zu richten, daß in den Volks- und Mittelschulen Schleswig-Holsteins der Gebrauch eines biblischen Lesebuchs an Stelle der Bibel gestattet werde). Auch in besondern Schriften wird die Frage immer wieder behandelt, und es liegen deren zwei vor, die, sehr ungleichwertig, in ihrem scharfen Gegensatz hier kurz mögen angezeigt und besprochen werden.

Die Schulbibelfrage. Vortrag am 17. Oktober 1894 im Weimarer Kreispredigerverein. Von Dr. Ernst Behr, Superintendent. Weimar, Wagner, 1895. 8°. 40 S. Die Versammlung hat nach diesem Vortrag beschlossen, ein Gesuch um Einführung einer Schulbibel bei der Synode der Landeskirche einzureichen. (Vgl. oben.)

Der Verfasser bezeichnet die Schulbibelfrage als eine der bedeutungsvollsten theologischen und pädagogischen Fragen der Gegenwart und kann darin, daß manche ihr die Berechtigung versagen, nur einen Verständnismangel sehen für eine schwere Notlage unsers Religionsunterrichts. Er weist hin auf die sittlich anstößigen Abschnitte, auf anstößige Stellen mitten in wichtigen biblischen Geschichten, auf sittlich anstößige Ausdrücke, auf die bedenkliche Bildersprache des Morgenlandes, sowie darauf daß sehr anstößige Dinge keineswegs immer bestraft, nicht einmal immer verurteilt werden, wie die Gegner der Schulbibel doch immer wieder behaupten; ja er führt aus, die Bibel enthalte viele Stellen, durch die die Ehrfurcht vor Gott und seinem Worte den Kindern geraubt werden könne. Man solle sich darum doch an das Wort der Bibel halten, den Kindern Milch zu geben und nicht Speise. Vieles könne von den Kindern nicht verstanden, vieles nicht bearbeitet werden. Wenn man solches bei jedem andern Schulbuche zurückweise, so solle mans doch auch hier. Den Einwand, man besorge mit der Schaffung einer solchen Bibel die Geschäfte der Katholiken, weist er damit zurück, daß Luther mit seinem Katechismus weit eher zu den Freunden als zu den Gegnern der Schulbibel zu rechnen sei. Auch die Befürchtung sei nicht zu hegen, daß die Vollbibel durch die Schulbibel werde verdrängt werden; wir sollten gegenüber der schrecklichen Bibelentfremdung froh sein, wenn wenigstens die Schulbibel viel in den Häusern gelesen werde.

Ein bloßes biblisches Lesebuch, ein solches, das nur eine ausführlichere biblische Geschichte sei und die äußere Form der Bibel aufgebe, werde eher von der Vollbibel weg als zu ihr hin führen. Hierauf spricht sich der Verfasser noch aus über die äußere Beschaffenheit einer Schulbibel, beurteilt die Hoffmannsche, die Völkersche, die Glarner und die Bremer Schulbibel und empfiehlt die letztgenannte zur Einführung.

Der Verfasser der Schrift: Fort mit jeder Schulbibel! Von einem Freisinnigen. Hamburg, H. Seippel, 1895. 8⁰. 15 S., will abmahnen von der Einführung einer Schulbibel in Hamburg. Er vergleicht die Vollbibel mit einem himmelanragenden Baum, die Schulbibel mit einem Baumstumpf. Er meint, bald werde jede Landeskirche eine eigne Bibel haben, und wir erlebten dann dasselbe Elend wie die Gesangbuchsnot. Dann liest er der Glarner Schulbibel scharf den Text und meint, die Bremer „bilde dagegen einen entschiednen Fortschritt." Ueber die geschlechtlichen Stellen kommt er leicht hinweg, denn dem Reinen sei alles rein, und unsre zwölf- bis vierzehnjährigen Kinder seien „durchweg noch rein." Verbanne man aus der Bibel das Wort schwanger, dann solle man nur ja alle schwangern Frauen einsperren, das wäre folgerichtig. Wir lebten in einer wunderlichen Zeit, Hermann und Dorothea lese man in den höhern Töchterschulen, aber die Bibel wage man nicht zu geben. Man sei „widerwärtig zimperlich, alles vom Standpunkt einer »höhern Tochter« beurteilend."

Soweit diese Philippika ernst zu nehmen ist, ist sie durch die erstgenannte Schrift nicht oberflächlich, sondern gründlich und dabei in ansprechender Weise zurückgewiesen worden, sodaß ihr mit dieser Anzeige und Inhaltsprobe wohl genug gethan sein wird. Dix

(Der freiwillige Dienst in der Wirtschaftlichen Frauenhochschule) Von Ida von Kortzfleisch (J. Pillau). Hannover, Carl Meyer (G. Prior), 1895. 60 Pfge.

Die Verfasserin schildert warmen Herzens und klaren Blickes die oberflächliche und lückenhafte Erziehung vieler Töchter in den höhern Kreisen. Sie zeigt die Bedeutung systematischer Ausbildung für hauswirtschaftliche Leistungsfähigkeit, besonders zum Zwecke der Volkserziehung. Sie fordert, nach vollendeter Töchterschulbildung solle jedes Mädchen ein bis zwei freiwillige Dienstjahre in einer auf dem Lande zu errichtenden weiblichen Hochschule verbringen, um dienen und arbeiten zu lernen, ehe Dienende zu leiten sind. Im ersten Jahre hat diese Hochschule die intellektuelle und physische Leistungsfähigkeit zu erproben, im zweiten sollen in selbständiger Uebung hauswirtschaftliche Manöveraufgaben gelöst werden. Das Nationale und das Schöne sind der Hauptinhalt des theoretischen Lehrstoffs. Die Hochschule soll die Tenne und Wurfschaufel für eine weibliche Berufswahl werden.

Bedauerlicherweise stehen die Pläne zur Verwirklichung der zeitgemäßen und gesunden Ideen Ida von Kortzfleischs so wenig auf realem Boden, daß man sie das Luftschloß eines weiblichen Staates nennen kann: das Muster einer Erziehungsanstalt sollte die Familie mit ihrem vielseitigen Einfluß sein. Die Verfasserin will wohl fröhliche Gemeinsamkeit der Lehrenden und Lernenden, sie mißachtet aber den männlichen Erziehereinfluß, indem sie als Gesetz der Hochschule aufstellt, weder zur Oberleitung, noch zur Lehrthätigkeit Männer heranzuziehen. Mangel an sozialökonomischen Kenntnissen bekundet die Organisatorin, indem sie — nicht nur zu Belehrungszwecken — sondern auch, „um vielleicht der Landwirtschaft aufzuhelfen," alle der Hochschule nötigen Nährerzeugnisse — die jetzt noch vom Auslande kommen — durch die Anstalt selbst produziren will.

Ida von Kortzfleisch wiederholt die Frage Otto von Leixners, wo unsre Töchter lernen sollten, sich als großer Verband zu fühlen, zur ichsuchtlosen Mütterlichkeit zurückzukehren, und meint, es fände sich nirgend in Deutschland eine Veranstaltung, die der weiblichen Mehrheit neben vollem Ernst der Arbeit die unbeschränkte Heiterkeit der Jugend darböte. Der Gründer des Evangelischen Diakonievereins (Sitz Herborn), Professor D. Zimmer, hat bereits vor Abfassung dieser Schrift Fräulein von Kortzfleischs in genialer und praktischer Weise durch Gründung des Comeniushauses in Schloß Werdorf bewiesen, daß die Ideen, die die Verfasserin vertritt, in der Luft liegen und zur Gestaltung gelangen, wenn sie einen Kolumbus finden, der das Ei auf die Spitze stellt. Johanna Mecke

---

Verschiedenes

(Nationalökonomische und sozialpolitische Ferienkurse) veranstaltet der Verein für Sozialpolitik vom 30. September bis 12. Oktober in Berlin im Auditorium maximum des Universitätsgebäudes. Programme sind zu erhalten durch Herrn Dr. Oldenberg, Berlin W, Wormser Straße 13. Es läßt sich denken, daß, wenn der Verein für Sozialpolitik dergleichen unternimmt, Treffliches geboten wird. Immerhin können wir an dem Unternehmen keine ungetrübte Freude haben. Das Verdienst, einen solchen Kursus ins Leben gerufen zu haben, gebührt dem Evangelisch-sozialen Kongreß. Vgl. unsern Bericht in Nr. 45, 48 und 52 des Jahrgangs 1893. Nun giebt es auf diesem Gebiete kein juristisch zu fassendes geistiges Eigentum. Aber der Evangelisch-soziale Kongreß hätte wohl den Anspruch gehabt, daß man die Wiederholung dieser Kurse zunächst ihm überlassen hätte. Sind wir recht berichtet, so hat der Verein für Sozialpolitik in dem richtigen Gefühl dieser Sachlage sich mit dem Vorstande des Kongresses rechtzeitig in Vernehmen gesetzt. Wir bedauern aber, daß der Vorstand des Kongresses so rasch gegenüber den Absichten des Vereins für Sozialpolitik kapitulirt hat. Die Mitglieder des Kongresses haben erwartet und durften erwarten, daß jetzt nach zwei Jahren sich der vom Kongreß ins Leben gerufne Kursus unter den gleichen Bedingungen wiederholen würde. Es ist doch klar, daß der Verein für Sozialpolitik bei seinem Unternehmen nicht darauf bedacht sein wird, die Ideen des Kongresses zu vertreten und zu fördern. Kurz, wir wünschen dem beabsichtigten Kursus allen Erfolg, aber wir können nicht finden, daß er alle Ansprüche erfüllt, die wir nach dem Gelingen der ersten Veranstaltung von seiten des Kongresses an deren Fortsetzung glaubten stellen zu dürfen. R

(Zur Ehre des evangelischen Pfarrhauses) sei Verwahrung gegen solche Inserate eingelegt, wie sie sich neuerdings von Zeit zu Zeit selbst in Blättern finden, von denen man es am allerwenigsten erwarten sollte. In Nr. 196 des Reichsboten, Beilage, Jahrgang 1895, lesen wir Folgendes:

„Erfahrnes gebildetes Mädchen christl. Gesinnung z. 1. Nov. zur Führung eines klein. ländl. Pfarrhaushalts (2 Pers.) in Nordschleswig gesucht. Selbiges muß alle Hausarbeit verrichten, da Mädch. nicht gehalten w. Familienanschluß. Geh. n. Uebereinkunft. Anerbietungen mit kurz. Lebenslauf unter Y. 188 an die Exp. ds. Bl."

Das bedeutet: ein evangelisches Pfarrhaus nutzt die Notlage vieler alleinstehenden jungen Mädchen aus gebildeten Ständen dazu aus, sich auf sicherm und billigem Wege ein Dienstmädchen zu verschaffen. Ein Dienstmädchen: denn die gewünschte Dame (gebildetes Mädchen) muß alle Hausarbeit verrichten, und ein Mädchen wird nicht gehalten. Aber das gesuchte gebildete Mädchen ist sogar weniger als ein Dienstmädchen: dieses bekommt doch einen festen Lohn, jenes soll nur nach Uebereinkunft, d. h. so wenig wie möglich, soweit sie damit einverstanden ist, erhalten. Die Zusicherung von Familienanschluß klingt in diesem Zusammenhang beinahe wie Hohn, und daß von der gewünschten Person sogar christliche Gesinnung verlangt wird, ist doch zu viel gefordert von den Mitchristen, die ihr so unchristlich entgegenkommen. B K

(Das Duell des Konsistorialrats Scheuner), das wir in Nr. 26 zum Ausgangspunkt einer kurzen Besprechung machten, ist inzwischen in vielen Kirchenzeitungen, ganz wie zu vermuten war, gegen die Juristen in den Konsistorien weidlich ausgebeutet worden. Wir halten nach wie vor jene prinzipielle Betrachtung der Sache für richtig, die in dem Wunsch gipfelt, zu Konsistorialräten nur ältere Männer zu berufen, weil sonst die Möglichkeit von Differenzen zwischen Amtspflicht und den Götzen der sogenannten Standesehre (und andern nicht minder unchristlichen Götzen) zu nahe liegt. Diese sachliche Betrachtung hindert uns auch, in den Ruf nach Sühne, d. h. doch wohl nach Versetzung des betreffenden Herrn in eine andre Verwaltung, einzustimmen. Soviel wir wissen, hat Herr Scheuner sich an dem kirchlichen Leben der Provinzen, in denen er gewirkt hat, rege beteiligt und unzweifelhafte Proben kirchlicher Gesinnung abgelegt. Auch ist wenigstens der Anlaß zu dem Duell ja in keiner Weise unehrenhaft: er hatte einfach seine Pflicht gethan, wenn er auf amtliche Aufforderung des Oberkirchenrats über die Würdigkeit des Assessors Glahn, der übrigens nicht sein Hilfsarbeiter, sondern ihm nur persönlich bekannt war, seiner Ueberzeugung gemäß berichtete. Daß dieser von dem Berichte Kenntnis erhielt, ist jedenfalls nicht Herrn Scheuners Schuld. Diesem muß einzig und allein zum Vorwurf gemacht werden, daß er, als er darauf von Herrn Glahn einen mit den gröbsten Beleidigungen gepfefferten Brief erhielt, zwischen seinen Pflichten als Christ und Mitglied des Kirchenregiments und als Reserveoffizier nicht die christlich-sittliche Wahl zu treffen gewußt hat. Aber was ist eigentlich das Wichtigste an dem ganzen Vorkommnis? So wenig wir Herrn Scheuner von seiner Schuld freisprechen wollen, so ernst möchten wir den Finger darauf legen, daß es viel fruchtbarer wäre, wollte die öffentliche Meinung bei dieser Gelegenheit gegen den unsittlichen und unsinnigen Zwang, den die besondre „Ehre" dem Reserveoffizier auferlegt, energisch Front machen. Es ist in der That unerhört, daß ein solcher Fall jemanden vor die Wahl stellt, entweder seine Offiziersstellung quittiren zu müssen oder seine Christen- und Amtspflicht zu verletzen. Und solche Fälle kommen täglich vor. Berücksichtigt man diese Umstände, so wird man vielleicht begreiflich finden, daß das Kirchenregiment nicht gesonnen ist, Herrn Scheuner die Laufbahn im Konsistorium abzuschneiden. R

(Christliche Hospize) Wenn ein Deutscher im Laufe der letzten sechzehn Jahre die Heimat nicht sah, weil er im Auslande weilte, so wird er bei einem Besuche in der Heimat manches Neue finden, vieles, woran er Freude hat, manches aber, das ihm keine Freude bereitet. Schreiber dieses weilte im vorigen Jahre fast vier Monate in der deutschen Heimat, und oft war es ihm so ums Herz, wie jenem Dichter, dessen Wort wir kennen: „In meine Heimat kam ich wieder, es war die alte Heimat noch." Bisweilen hatte er aber ganz andre Gedanken. Wir weilten in einer großen deutschen Stadt, die im Laufe der letzten sechzehn Jahre sich verdoppelt hat, und glaubten wohl zu thun, in einem „christlichen Hospiz" Wohnung zu nehmen. Wir waren erstaunt über die große Zahl „christlicher Hospize," eine für uns neue Erscheinung, und hörten gern das Lob, das man ihnen spendete. — Wir waren also in einem „christlichen Hospiz." Worin bestand denn das Christliche? Ganz allein in einer hastig abgemachten Morgenandacht. Hastig erschien zu dem Zweck unter Beobachtung des akademischen Viertels ein junger Mann, hastig kam ein Kellner, eine Magd, dazu irgend einer der Gäste in den Lesesaal, wo jener hastige junge Mann einen Psalm hastig las und uns das Beispiel einer hastigen Exegese gab, worauf die wenigen Hörer hastig davongingen. So hatten wir am Morgen das Christliche. Am Abend kam das Heidnische in Gestalt einer weder hastigen noch kurzen Rechnung. Zimmer (nach hinten, klein, einfach, für zwei) täglich 8 (schreibe acht) Mark. Warum heißt ein solches Hospiz, wo man solche Preise nimmt, „christlich"? — Doch halt: wir lesen angeschrieben, daß die Angestellten

keine Trinkgelder nehmen dürfen, ein Umstand, der die Höhe der Rechnung veranlaßt. Gönnen wir den Angestellten, daß ihnen die Rechnung ein Trinkgeld abwirft. Aber es giebt viele Gesetze, die nicht gehalten werden. „Den Angestellten ist die Annahme von Trinkgeld verboten.“ Sind die wirklich so „christlich“ fest, daß sie nichts annehmen? Wir fanden ein hübsches Stück Heidentum und machten die Erfahrung, daß man uns erst dann mit Aufmerksamkeit bediente, als einige Markstücke ihre Zaubermacht bewährten. — Unsre Absicht ist nicht, hier einen Feldzug gegen christliche Hospize überhaupt zu eröffnen, wir möchten nur bescheiden fragen, ob alles Gold ist, was glänzt, und ob eine Herberge deshalb christlich ist, weil sie eine hastige Andacht bietet.

Kürzlich erfuhren wir, daß in einer größern Stadt Italiens ein „christliches“ Hospiz ins Leben treten soll. Entspricht dies einem dort vorhandnen Bedürfnis? Wird sich da auch das Heidentum in Gestalt von hoher Rechnung und versteckter Trinkgeldannahme hineindrängen? Wird auch da die christliche Andacht dadurch zu einer heidnischen werden, daß sie so schnell wie möglich und geschäftsmäßig erledigt wird? Wir kamen bei der Rückreise durch die Schweiz, weilten dort in einem Hotel ersten Ranges, hatten nicht nötig, den Angestellten durch Münzen das Feuer des Diensteifers zu entzünden, und siehe: die Rechnung war christlich — im christlichen Hospiz in Deutschland war sie heidnisch.*) T

(Wenn ich dich liebe, was geht es dich an?) Dieses in Nr. 29 erwähnte fälschliche Bibelzitat, in Wirklichkeit ein Goethewort — Philine zu Wilhelm Meister, Lehrjahre, Kapitel 9: „Und wenn ich dich lieb habe, was gehts dich an?“ —, wird, wie ich zufällig in Martensens Autobiographie („Aus meinem Leben,“ deutsche Ausgabe, Bd. 1, S. 119) finde, auch von diesem, und zwar als ein Wort Spinozas angeführt (in der wohl durch die Uebersetzung entstandnen Variante: „ob ich dich liebe, . . .). Bei Martensen ist das Wort aber im religiösen Sinne gemeint. Er verwendet es in der Schilderung einer interessanten Phase seiner innern Entwicklung aus seiner Berliner Studienzeit. Während er nämlich seine innere Auseinandersetzung zwischen Theismus und Pantheismus darlegt, zieht er dieses Wort heran, um seine eigne Erfahrung von der Unmöglichkeit eines lebendigen persönlichen Verhältnisses zu dem pantheistischen Gott wiederzugeben. M M

*) Wir sind weit entfernt, durch Aufnahme obiger Zuschrift ein allgemeines Urteil abgeben zu wollen. Aber Thatsache ist, daß man beim Vergleich von „christlichen“ Gasthäusern, „christlichen“ Buchhandlungen u. s. w. mit profanen Instituten gleicher Art sich sehr oft an den Spruch Luk. 16, 8 erinnert fühlt. D H

Quittung

Für die arme blinde Lehrerswitwe in Kaschau (vgl. Nr. 36, Sp. 862) haben wir Vermächtnis von 50 Mk. bestimmt, das uns aus dem Nachlaß einer treuen Leserin letztwillig zur Verfügung gestellt worden ist. Wir gedenken dankbar der Entschlafenen. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 37 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Unzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Vom 29. September bis 3. Oktober werden in der französisch-reformirten Kirche zu Frankfurt a. M.

Bibelstunden und Evangelisationsversammlungen in französischer Sprache

abgehalten werden durch die Herren Pastoren **G. Tophel** und **Frank Thomas** aus Genf.

Die **Freude** der **Hausfrau!**
Ich versende als Specialität meine
Schl. Gebirgshalbleinen
74 cm breit für 13 M.,
80 cm breit für 14 M.,
meine
Schl. Gebirgsreinleinen
76 cm breit für 16 M.,
82 cm breit für 17 M.,
das Schock 33⅓ Meter
bis zu den feinst. Qual.
Spec. Musterbuch von sämmtlich. Leinen-Artikeln, wie Bettzuchen, Inlette, Drell, Hand- u. Taschentücher, Tischtüch., Satin, Wallis, Piqué-Barchend etc etc. franco.
J. GRUBER, Ober-Glogau i. Schl.

Cand. theol. (pro lic. geprüft, Sem.-Kursus absolvirt) sucht für Mitte Oktober bis Mitte Januar **praktische** Beschäftigung (Innere Mission, Vereinswesen u. dgl.). Gehalt Nebensache. Anerbieten an **R. Hermes,** Steglitz-Berl., Lindenst. 35.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph
in **Giessen** **Nr. 162.**

Die Hilfe

Zu beziehen für 50 Pfge. vierteljährlich durch Agenten, die von der Expedition: Frankfurt a. M., Obermainstraße 2, noch überall gesucht werden, oder durch die Post, Postzeitungs-Nr. **3175**, für 1 Mk. vierteljährlich. Probenummern kostenlos.

Nr. 36: Todesfreudigkeit — Zum sozialdemokratischen Landprogramm — Von Gotteshilfe, Selbsthilfe, Bruderhilfe im Handlungsgehilfenstand — Aus einem bayrischen evangelischen Arbeiterverein — Schlangenkönigin — Pastor Fischer (Schluß) — Allerlei: Protest; Volksgedanken über offizielle Veranstaltungen; Ferienkursus; Bruderhilfe — Büchertisch — Briefkasten

Nr. 37: Der gute Name — Zum sozialdemokratischen Landprogramm. Schluß — Aus einem bayrischen evangelischen Arbeiterverein. Schluß — Normalarbeitstag — Wer war Jesus von Nazareth? Elfter Brief — Im Antwerper Hof — Allerlei: 28. Kongreß für innere Mission in Posen; Der sozialpolitische und nationalökonomische Ferienkursus in Berlin; Was so ein Bübchen alles aus der Wacht am Rhein macht; Protestantische Pilgerfahrt — Büchertisch — Diskussionsstunde — Briefkasten — Anzeigen

Thorwaldsen: Segnender Christus

35	48	56	75	100 cm
3.—	7.50	10.—	20.—	36.— Mk.

exkl. Kiste und Porto

—• Tadellose Ausführung in Elfenbeinmasse •—
Für sichere Verpackung leiste Garantie. Bruch tausche um.
Hugo Rothers theol. Buchh. (**Martin Warneck**) **Berlin,** Linkstr.

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1450. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 37: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die Meiningische Landessynode; Meiningen — Evangelische im Auslande: Aus Ungarn — Verschiedenes: Ein fremdes Urteil über den Katholikentag in München; Ueber einen Bismarckfonds des Evangelischen Bundes; Bibelstunden — Verzeichnis der Vorlesungen an den evangelisch-theologischen Fakultäten im Wintersemester 1895/96 — Personalien

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Cremer, Lic. theol. Ernst, a. o. Prof. in Marburg, **Die Vergebung der Sünden durch Jesus.** Eine bibl.-theolog. Untersuchung zur Versöhnungslehre. 80 Pf.

Blaikie, W. G., Unser Herr als Lehrer u. Seelsorger. Eine bibl. Pastoraltheologie. Autor. Uebersetzung, mit einem Vorwort v. D. Brandes. 2. Aufl. 4 M., geb. 4,80 M.

Das Buch ist namentlich angehenden Pastoren zu empfehlen; doch auch im Amte durch Erfahrung gereifte werden es mit Dank benutzen; populär im besten Sinne des Wortes geschrieben und unmittelbar aus dem Quell des Lebens geschöpft.

Grau, D. R. F., **Gesammelte Vorträge.** Neue Ausg. 2 M.

Zahn, D. A., **Israelitische und jüdische Geschichte.** Beurteilung der Schrift von J. Wellhausen 1894. Mit Beilagen. 1,80 M.

Rupprecht, Pfr. Ed., **Des Rätsels Lösung** oder Beiträge zur richtigen Lösung des Pentateuchrätsels für den christlichen Glauben und die Wissenschaft. **I. Abtl.:** Die Lösung für den Christenglauben oder das Zeugnis Jesu Christi und der Apostel. — Von demselben Verfasser erschien:

Das Rätsel des Fünfbuches Mose u. seine falsche Lösung. Eine Reihe kritischer Einzeluntersuchungen u. Zeugnisse. 2 M.

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

54. Jahrgang

Postzeitungs-Nr. 2846. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 37: Zur Kenntnis der englischen Weltpolitik: 7. Englands Stellung in Indien — Zwei Vorrechte der Besitzenden im Rechtsverkehr — Wandlungen des Ich im Zeitenstrome: 8. Das Jahr 1870. Schluß — Friedrich Hebbel und Otto Ludwig. Von Adolf Bartels — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Bebels und Liebknechts Dummheit; Wen trifft die Schuld; Russische Arbeiter; Solon — Litteratur

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig